

Die Zukunft der Zeitzeugen



Ein Projekt von Jugend für Dora e.V.

Vorwort	4
Das Projekt „Die Zukunft der Zeitzeugen“	7
Der Verein „Jugend für Dora“ e.V.	9
Teams und Reisen	10
Pio Bigo	12
Henry Bousson	16
Suzanne Gatellier-Auribault	20
Albert van Hoey	24
Jerzy Jasinski	28
Noah Klieger	32
Vladimir Stepanowitsch Koschan	36
Boris Pahor	40
Pawel Alexandrowitsch Petschenko	44
Wladimir Maximowitsch Sadko	48
Mieczyslaw Sciezynski	52
Moshe Shen	56
Ivan Danielowitsch Smakakroj	60
Pjotr Polikarpowitsch Suprun	64
Marian Wach	68
Ein erstes Fazit	72
Danksagung	76

Erinnerung an die Opfer – Erinnerung durch die Opfer

¹ Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identitäten in frühen Hochkulturen*. München, 5. Auflage 2005, S. 227.

Jan Assmann hat die Erinnerung an Vergangenes als „Ur-Akt der Religion“, als „Rück-Bindung, Erinnerung, bewahrendes Gedenken“¹ bezeichnet. Erinnerung beinhaltet daher auch Hoffnung hinsichtlich der Sicherung und Fortsetzung der eigenen Identität sowie, in Zeiten der Verfolgung, des Standhaltens.

Dies ist vor allem hinsichtlich der Jahre 1933 bis 1945 ein wesentlicher Aspekt: Der Mord an den europäischen Juden (Shoah) sowie die nationalsozialistischen Verbrechen an anderen Menschen und Minderheiten, die Monstrosität des NS-Lagersystems und nicht zuletzt die Ausbeutung von Millionen Zwangs- und Sklavenarbeitern sind hierbei zentrale Achsen dieser Erinnerung geworden.

Diese Erinnerung wurde unmittelbar während und nach den Ereignissen von den Opfern selbst geprägt. Untergrundarchive in Ghettos, Korrespondenz, letzte Briefe, Tagebücher, Zeichnungen und selbst die in Mauern geritzten Namen und Nachrichten berichten uns von dem Wunsch der Opfer, dass man sich ihrer erinnern möge. Dieser brennende Wunsch der Zeugenschaft, wenn es keine Zeugen mehr gibt, war während der europaweiten Verfolgung und des Mordens ein zentraler Antrieb der Opfer, sich noch irgendwie irgendwo zu verewigen.

Die Überlebenden selbst haben sich sogleich nach der Befreiung, noch während sie selbst versuchten, sich einen Weg zurück ins Leben zu bahnen, der Erinnerung angenommen – lange, bevor Begriffe wie „Aufarbeitung der Geschichte“ oder „Gedenkarbeit“ gebräuchlich wurden. Sie errichteten in DP-Camps Denkmäler, erarbeiteten Ausstellungen, druckten Bücher, richteten Historische Kommissionen ein, befragten sich gegenseitig, spielten Theater und drehten sogar Filme. All diese Beweise der Zeugenschaft sind in ihrer Vielfalt erstaunlich und zugleich authentisch. Sie sind Aspekte der Erinnerung – die den Opfern und deren Nachkommen vorbehalten ist –, die nicht gleichzusetzen ist mit dem, was als Gedenkpolitik und Gedenkorte bezeichnet und begriffen wird. Die Professionalisierung des Gedenkens setzte in Europa in unterschiedlichen Wellen ein, zumal die Konnotation politisch ganz unterschiedlich war. Während in manchen Staa-

ten das Gedenken kommunistisch geprägt war und z. B. Juden als Opfergruppe nicht vorkamen, standen anderen Ortes die Widerstandskämpfer und Partisanen im Vordergrund und wieder woanders wurden zwar irgendwann Juden als Opfer begriffen, aber Sinti und Roma oder Homosexuelle nicht. Eine Anerkennung aller Opfergruppen ist bedauerlicherweise noch immer nicht in allen Staaten existent.

Die Stimmen der Opfer wurden in all diesen Jahrzehnte lang andauernden Diskursen und Auseinandersetzungen um die Erinnerung nur selten wahrgenommen und noch seltener adäquat eingebunden. Zeitzeugengespräche und systematische Interviews haben erst in den vergangenen 20 Jahren Verbreitung gefunden.

Die Überlebenden aber verschwinden, tagtäglich sterben einige von ihnen, und es ist absehbar, dass die Erinnerung an die Shoah und die anderen NS-Verbrechen von der sekundären Zeugenschaft durch Rezipienten dieser Aussagen abgelöst bzw. nur noch in Büchern, Aufnahmen und anderen Medien vernehmbar sein wird. Eine geradezu hektische Betriebsamkeit entfaltet sich deswegen – jede Schulklasse soll noch rasch einen Überlebenden kennen lernen. Daher stellt sich die Frage, was zu tun ist – noch mehr Interviews aufnehmen? Noch mehr Zeitzeugen finden? Den Zeitzeugenbegriff ausdehnen?

Als „Jugend für Dora“, noch in meiner Zeit als Mitarbeiterin in Yad Vashem in Jerusalem, anfragte, ob Yad Vashem das Projekt „Die Zukunft der Zeitzeugen“ begleiten würde, waren wir sehr angetan. Eine Gruppe junger Menschen, die seit Jahren Zeitzeugen begleitet, mit ihnen in engem Kontakt steht und an der Gedenkstätte Mittelbau-Dora tätig ist, beschloss, Überlebende erneut zu befragen. Die ehemaligen Verfolgten sollten nicht nur ein lebensgeschichtliches Interview geben, sondern auch über ihre Wünsche der künftigen Erinnerung an ihr Leid Auskunft geben. Uns erschien uns dieser Weg der Bewahrung der Vermächtnisse der Überlebenden für die Nachwelt absolut adäquat. Nach dem Wechsel an den ITS in Arolsen wurde auch diese Einrichtung Partner von „Jugend für Dora“.



Jugend für Dora e.V. zu Besuch beim ITS in Bad Arolsen (Susanne Urban 4. von rechts)

wieder zu finden, Schicksale zu klären oder, in der unmittelbaren Nachkriegszeit, um Überlebende, die nun den Status von „Displaced Persons“ (DPs) hatten, darin zu unterstützen, zurück in ihre Heimatländer zu gelangen bzw. deren Neuanfang in einem anderen Land vorzubereiten. Auch gab und gibt der ITS Auskunft über die Verfolgungs- und Leidenswege der NS-Opfer und stellt Bescheinigungen aus, damit Überlebende z. B. eine Entschädigung beantragen können. Hier finden sich die personenbezogenen und historischen Dokumente, die individuelle Schicksale illustrieren und uns vor Augen führen, weshalb es die Stimme der Opfer sein soll, die uns die Achsen der Erinnerung vorgibt. Wir sollten den Opfern intensiv zuhören und sie weniger interpretieren. Wir sollten die Überlebenden als Individuen begreifen und nicht als Medium unserer eigenen Vorstellung. Diese Haltung zeigten die Teilnehmenden des Projekts „Die Zukunft der Zeitzeugen“ und dafür ist ihnen dafür zu danken. Die Berichte und Wünsche der Überlebenden sollen uns Vermächtnis und Antrieb zugleich sein. Antrieb, diesen Aussagen gerecht zu werden und Vermächtnis, wenn der letzte Überlebende der Shoah und das letzte Opfer der NS-Verfolgung begraben sein wird.

Dr. Susanne Urban
(Head of Historical Research / ITS Arolsen)

Das Projekt „Die Zukunft der Zeitzeugen“

Seit einigen Jahren wird darauf verwiesen, dass die erinnerungskulturelle Praxis vor einem Bruch steht, da die Zeitzeugen der nationalsozialistischen Massenverbrechen und des Holocaust in absehbarer Zukunft nicht mehr unter uns weilen werden. Der Zeitpunkt rückt näher, an dem keiner der ehemals Verfolgten mehr mit eigenen Erinnerungen zur Auseinandersetzung mit diesem Teil der Vergangenheit beitragen kann. Damit stellt sich grundsätzlich auch die Frage nach der Zukunft der Erinnerung an diesen Teil der Geschichte: Wie kann eine solche Erinnerung an die NS-Verbrechen überhaupt aussehen? Wie werden Jahrestage und Gedenkveranstaltungen gestaltet, an denen keine Überlebenden mehr teilnehmen? Sind Gespräche mit Zeitzeugen auf irgendeine Weise „ersetzbar“?

Bereits seit Jahren sind in den Organisationen und Lagergemeinschaften der Überlebenden nur noch wenige aktiv, die selbst direkt Opfer von NS-Verbrechen geworden sind. An ihre Stelle traten oftmals die Kinder der ehemals Verfolgten oder engagierte Dritte.

Fragen und Entwicklungen solcher Art werden vor allem in einem akademischen Kontext diskutiert. So oft dabei auf die Tragik hingewiesen wird, dass es bald keine Überlebenden mehr geben wird, so selten scheinen bei der Suche nach Antworten diejenigen beteiligt zu werden, um die es dabei geht: die damaligen Opfer selbst.

Wir möchten mit dem Projekt „Die Zukunft der Zeitzeugen“ einen Beitrag dazu leisten, die Überlebenden in die Diskussionen einzubeziehen. Sie sollen nicht – wie so häufig – ausschließlich als TrägerInnen oder VermittlerInnen von Erinnerungen betrachtet werden. Vielmehr gestalten sie eine Gegenwart und eine Zukunft mit, in der die Auseinandersetzung mit der von ihnen erlebten Vergangenheit nach wie vor überaus wichtig ist. Diese persönlichen Erfahrungen der Überlebenden möchten wir würdigen und haben sie dafür mit einer Videodokumentation für zukünftige Generationen bewahrt. Die Interviews dokumentieren aber auch – und auf diesem Aspekt liegt der Schwerpunkt

des Projektes –, welche Erwartungen, Vorstellungen und Wünsche unsere GesprächspartnerInnen im Hinblick auf ein zukünftiges Gedenken und eine Zukunft der Erinnerung haben.

Um dies festzuhalten, haben wir 15 Überlebende des KZ Mittelbau-Dora und anderer Lager in ihrer heutigen Heimat besucht. Unsere Reisen führten uns dabei nach Belgien, Frankreich, Israel, Italien, Polen und in die Ukraine. Es war uns wichtig, mit unseren InterviewpartnerInnen einige Tage zu verbringen, um ihre persönliche Geschichte, ihre gegenwärtige Lebenssituation und ihre Wünsche für die Zukunft ohne Zeitdruck und mit Raum für Reflexion zu thematisieren.

Zur Vorbereitung auf diesen Hauptteil des Projekts haben wir eine Reihe von Workshops durchgeführt, bei denen wir uns mit Theorie und Praxis von Zeitzeugeninterviews beschäftigten, mit den international verschiedenen Erinnerungskulturen, aber auch Kamera- und Aufnahmetechnik vertraut machten.

In regelmäßigen Abständen trafen sich die Beteiligten, um das weitere Vorgehen zu planen und entstehende Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen.

Am Ende eines Projektzeitraumes von über einem Jahr der auch emotional intensiven Arbeit steht die vorliegende Broschüre, in der die Biographien unserer InterviewpartnerInnen sowie Zusammenfassungen der Gespräche zur Zukunft des Gedenkens nachzulesen sind. Die angeführten Zitate stammen aus den von uns geführten und gefilmten Interviews. Ausschnitte aus diesen sind auf einer DVD-Dokumentation festgehalten, in der unsere GesprächspartnerInnen selbst in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Erinnerung zu Wort kommen.

Unser Verein „Jugend für Dora“ e.V. wurde im Jahr 1995 auf Initiative ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Mittelbau-Dora gegründet. Während der Verein zu Beginn vor allem aus SchülerInnen der Region Nordhausen bestand, kamen mit neuen Projekten, Studienreisen und Begegnungen in internationalen Workcamps Mitglieder über die Region hinaus und aus anderen europäischen Ländern hinzu. Heute bietet der Verein ein breites Feld des Engagements von Jugendlichen, Studenten und bereits Berufstätigen, die die Vereinsarbeit zunehmend netzwerkartig untereinander und mit internationalen Partnern gestalten.

Wir betrachten uns als ein Akteur an der Schnittstelle zwischen Zivilgesellschaft, Gedenkstätte und den Überlebenden bzw. deren Vermächtnis und möchten genau an diesem Punkt mit zukunftsweisenden Projekten Verantwortung übernehmen. In der Bewusstmachung historischer Orte und Ereignisse mit ihrer Wirkung in der Vergangenheit und Gegenwart sieht der Verein seine Hauptaufgabe.

In internationalen Workcamps und Seminaren setzten wir uns vor allem mit dem KZ Mittelbau-Dora sowie dessen Außenlagerkomplex auseinander. Dabei nimmt der Gedenkort Ellrich-Juliushütte eine besondere Bedeutung für den Verein ein, da wir in dessen Mitgestaltung, Sichtbar- und Bekanntmachung einen wichtigen Bestandteil unseres Engagements sehen. Mit dem Projekt „Die Zukunft der Zeitzeugen“ haben wir uns nun über die nationalen Grenzen hinaus an die Orte begeben, wo die ehemaligen Häftlinge heute leben.

Der Verlust von Zeitzeugen betrifft uns in besonderem Maße. Nicht nur, da der Verein auf Wunsch von Überlebenden gegründet wurde, sondern weil der Kontakt zu ihnen für die Vereinsarbeit stets von zentraler Bedeutung war.

Durch Gespräche und Freundschaften mit ehemaligen Häftlingen wurde unsere Entwicklung maßgeblich mitgeprägt. Zu besonderem Dank sind wir dabei Jacques Brun, Albert van Dijk, Albert Van Hoey, Willi Frohwein, Jean Mialet, Yves Béon, Otakar Litomisky und Zbigniew Mikolajczak verpflichtet.

Dementsprechend nimmt die Frage, wie ein Gedenken ohne die Zeitzeugen und die Zukunft der Erinnerung an diese aussehen kann für uns persönlich sowie für unsere Arbeit als Verein eine wichtige Rolle ein. Durch dieses Projekt war es uns möglich, zahlreiche neue Erfahrungen zu sammeln, Überlebende und deren Erlebnisse sowie Wünsche kennen zu lernen, was uns wiederum für eine künftige Vereinsarbeit inspirierte. In diesem Sinne und hoffentlich auch im Sinne der Überlebenden möchten wir mit diesem Projekt sowie den vorliegenden Ergebnissen in Form einer Broschüre und DVD einen Beitrag zur Zukunft der Erinnerung leisten.

Teams und Reisen

Die erste Reise im Projekt führte Ruben Kolberg, Jenny Linde, Oliver Mahrle, Martin Nekwasil und Anika Uthleb von Jugend für Dora e.V. Anfang Juli 2009 zu Albert van Hoey nach Belgien.

Ebenfalls im Juli 2009 reisten Carmen Hause, Johanna Scheuer und Anja Schilling von Jugend für Dora e.V. für neun Tage nach Polen. Dort besuchten sie gemeinsam mit dem polnischen Projektteilnehmer Roman Gromek sowie den DolmetscherInnen David Rojkowski und Ewa Gołata von der Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung die Überlebenden Marian Wach, Jerzy Jasinski und Mieczyslaw Sciezynski.

Am 24. August 2009 machten sich Dorothea August, Jenny Linde und Anja Schilling von Jugend für Dora e.V. gemeinsam mit Nadja Dumler und der ukrainischen Teilnehmerin Kateryna Simonova auf, 14 Tage die Ukraine zu bereisen. Sie besuchten dort Pjotr Polikarpowitsch Suprun und Wladimir Maximowitsch Sadko in Saporischja sowie Vladimir Stepanowitsch Koschan und Ivan Danielowitsch Smakakroj in Chaltscha. Zuletzt fuhren sie begleitet von Tatiana Khorvat, die ihnen bei der Übersetzung half, zu Pawel Alexandrowitsch Petschenko nach Odessa.



Mitglieder von Jugend für Dora e.V., 2009

Vom 20. bis 26. August 2009 waren Jonas Arand und Oliver Mahrle in Italien, wo sie sich mit den italienischen Jugend für Dora e.V. Mitgliedern Diego Cortese und Francesca Sciortino trafen. Gemeinsam mit der italienischen Projektteilnehmerin Simonetta Vitagliano besuchten sie Boris Pahor in Triest und Pio Bigo in der Nähe von Turin.

Im September 2009 flogen Jonas Kühne, Ruben Kolberg und Sebastian Schönemann nach Israel. Dort trafen sie Noah Klieger in Tel Aviv und besuchten Moshe Shen in Matan östlich von Kfar Saba.

Die letzte Reise machten Kathy Prochaska, Josephine Ulbricht und Martin Winter Ende September nach Frankreich. Dort besuchten sie Suzanne Gatellier-Auribault in der Nähe von Paris sowie Henry Bousson in Lyon. Auf ihrer Reise wurden sie begleitet von der Dolmetscherin Barbara Hahn.

Pio Bigo

« « « «

Pio Bigo wurde am 28. März 1924 in Piemont geboren und wuchs in bäuerlichen Verhältnissen auf. Seine Familie zog dann nach Turin um, wo er seine Schule beendete und eine Lehre als Mechaniker aufnahm. Nach der Kapitulation Italiens, der Befreiung Mussolinis durch die Deutschen und der Gründung der Republik von Salò meldete er sich, wie Viele im Norden Italiens, nicht zur Armee. Statt seinen Wehrdienst am 30. Oktober 1943 anzutreten, ging er in die Berge, und schloss sich der Resistenza,

den italienischen Partisanen, an. Er war entschlossen, einen Beitrag dazu zu leisten, den Krieg und den Faschismus zu beenden.

Am 9. März 1944 wurde er von der SS und Anhängern der Italienischen Sozialrepublik als Wehrdienstverweigerer und Partisan verhaftet und in Turin und später in Bergamo inhaftiert. Von dort aus wurde er nach Mauthausen deportiert, wo er am 20. März 1944 ankam und zum Aufbau des Außenlagers Gusen III eingeteilt worden ist. Später musste er dann in den unweit von Mauthausen gelegenen Reichswerken „Hermann Göring“ bei Linz arbeiten. Dort begann er damit, Aufzeichnungen über den Alltag im Lager zu

machen und notierte Namen von Opfern und Daten, an denen Übergriffe stattfanden. Dabei hegte er bereits den Gedanken, ein Buch über seine Erfahrungen zu schreiben wenn er das alles überstehen sollte. Aus Angst davor, dass sein Notizbuch gefun-

den werden könnte, warf er es jedoch auf dem Rücktransport nach Mauthausen von einem LKW.

Zurück in Mauthausen wurde Pio Bigo im Dezember 1944 weiter nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo er nach vier Tagen im Quarantänelager in das Außenlager Monowitz verlegt wurde. Im sogenannten Lager Auschwitz III musste er zunächst auf einer Baustelle und dann für die chemische Industrie in den Buna-Werken arbeiten. Sein Glück sei gewesen, so sagt er heute, dass er einen Abschluss als Mechaniker hatte und relativ gut deutsch sprach, was ihm bei der Arbeit Vorteile verschaffte. Bei der Evakuierung des Lagers wurde er auf einen Todesmarsch getrieben. Als seine Kolonne nach Gliwice (auf Deutsch: Gleiwitz) kam, entging Pio Bigo knapp einer Massenerschießung italienischer Häftlinge, weil er das Hemd eines französischen Häftlings trug. Dieses Ereignis prägte ihn sehr, so dass er seinem Buch später den Titel „Il triangolo di Gliwice. Memoria di sette lager“ (Das Dreieck von Gliwice. Erinnerungen an sieben Lager) gab.

„Wir konnten es nicht erwarten, nach Hause zurückzukehren. (...) Es war traurig, weil dieser Krieg und die Heimkehr ins Vaterland für ganz Europa schwierig war, nicht nur für Italien, sondern für alle.“

Schließlich überstand Pio Bigo den langen Marsch und kam im KZ Buchenwald an, wo er am 11./12. April 1945 Zeuge wurde, wie die Häftlinge beim Anrücken der US-Armee die Türme besetzten und die Verwaltung des Lagers übernahmen. Nach der Befreiung wurde er zunächst versorgt, bis er Anfang Juni den Heimweg antreten konnte.

Er heiratete nach dem Krieg und gründete eine Familie. Zudem eröffnete er eine Konditorei. Heute lebt er in Piosasco bei Turin und ist Mitglied der ANED (Associazione Nazionale ex Deportati Politici nei campi nazisti), der wichtigsten italienischen Organisation der Überlebenden der Konzentrationslager.

Pio Bigo (links) bei einem Zeitzeugengespräch, 2007



Nach seiner Rückkehr aus den deutschen Konzentrationslagern machte Pio Bigo die schmerzliche Erfahrung, dass er von seinen Mitmenschen nicht gehört wurde. Allen, denen er von seinen Erlebnissen erzählen wollte, hätten dies abgewehrt oder seien mit sich selbst und dem eigenem Leid beschäftigt gewesen: „Ich erklärte alles und versuchte zu erklären, wie man in diesen Vernichtungslagern lebte und sie sagten: ‚Ahh, der Krieg ist auch hier vorbeigekommen. Auch hier haben wir vieles gesehen.‘ Das heißt, sie haben das nicht wissen wollen“, erzählt Pio Bigo. „Wir haben dann aufgehört. Wir haben den Mund gehalten. Wir haben uns an die Arbeit gemacht, um dann eben eine neue Existenz aufzubauen.“

Die erste Gelegenheit, seine Geschichte zu erzählen, bot sich ihm bei einem Treffen mit anderen Überlebenden im September 1945. Eigentlich sollte dieses Treffen ein Fest werden, doch dann begannen er und seine Freunde ihre Erlebnisse zu erzählen: „Alle hörten mir zu. Ich erzählte meine Geschichte. Auch dort gab es einen Augenblick, wo alle uns zuhörten. (...) wir haben den ganzen Abend die Geschichte erzählt und man hat uns zugehört. Man sollte tanzen, aber der Tanz fand nicht statt. Soweit ich mich erinnern kann, war das das einzige Mal, dass man uns eigentlich zuhörte.“

Zurück an die Orte seiner Qualen kehrte Pio Bigo erst in den 1980er Jahren, als er die KZ-Gedenkstätten Mauthausen, Dachau und Buchenwald zusammen mit Historikern der Universität Turin und anderen Deportierten besuchte.

Damals habe die Aufarbeitung erst richtig begonnen, sowohl gesellschaftlich, als auch für ihn privat. Er begann dann damit, Studierenden die Ereignisse in den Lagern und die Funktionsweise des Systems zu erklären. Zunächst fiel ihm die Vermittlung schwer: „Das war also unser Problem, die Menschen begreifen zu lassen. (...) Wenn man dort ist, wenn man dann versuchen muss, Menschen, die zum ersten Mal dort hinkommen das alles zu erklären und diesen dann alles begrifflich zu machen. Das wirklich glaubhaft zu erklären, das ist wirklich schwer.“ Die Führungen durch Überlebende sieht er als einzig gute Form an, die Geschichte zu vermitteln, so sagt er: „Jetzt, wenn sie da irgendeinen Führer durch schicken, dann redet er so oberflächlich daher, aber das ist nicht mehr eine Geschichte, eine richtige, erlebte Geschichte.“ Er kritisiert, wie die Menschen heute in die KZ-Gedenkstätten reisen, „als wäre das eine Vergnügungsreise“,

Pio Bigo



Jonas Arand, Oliver Mahrle, Francesca Sciortino und Diego Cortese bei Pio Bigo und seiner Frau Angela in Turin

so sagt er. Und setzt pessimistisch fort: „Die machen einfach ihre Reisen dahin (...). Aber im Laufe der Zeit werden alle diese Dinge nach und nach vergessen oder anders aufgefasst.“

Im Jahr 1994 nahm Pio Bigo den ursprünglichen Wunsch, seine Erfahrungen niederzuschreiben wieder auf und begann mit der Aufzeichnung seiner Memoiren. In Büchern sieht er eine wichtige Möglichkeit, wie die Erfahrungen der Überlebenden überdauern können: „Die Zeit löscht die Erinnerungen. Hier jedoch müsste die Zeit, die Erinnerung aufbewahrt werden, die erlebte Geschichte. (...) In den Büchern ist das möglich.“

Pio Bigo legt viel Wert auf wissenschaftliche Beweise, so betonte er oft, dass die Thesen in seinem Buch von Historikern bewiesen wurden. Rein akademischen Abfassungen steht er jedoch skeptisch gegenüber: „Um Geschichte zu schreiben, muss man die Lebensarten beschreiben, das Leiden beschreiben, um all das zu machen, muss man das von jemandem erzählt bekommen, der das erlebt hat.“ Somit seien die Überlebenden die einzig kompetenten Träger der Erinnerung, die in der Lage seien, Eindrücke zu vermitteln, durch die Lager zu führen und Geschichte am Leben zu erhalten. Schlussendlich befürchtet er, dass die Lager vergessen werden oder zumindest die Geschichte falsch wiedergegeben wird.

Henry Bousson

« « « «

Henry Bousson wurde am 17. Februar 1923 in Lyon geboren. Mit seinen sechs Geschwistern wuchs er in einer katholischen, patriotischen Familie auf. Nachdem die deutsche Wehrmacht 1940 in Frankreich einmarschiert war, beschloss Henry, sich mit 18 Jahren für das von General de Gaulle in Frankreich gegründete „freie Frankreich“ einzusetzen. Er wurde vom Vater eines Freundes, dem Kommandant Descour überzeugt, den Kampf gegen die Deutschen gemeinsam mit den Alliierten, insbesondere Großbritannien, weiterzuführen. Henry Bousson verpflichtete sich, in dem Regiment Descours zu kämpfen.

Am 8. Juni 1943, inzwischen waren die deutschen Truppen auch im Süden Frankreichs stationiert, machte sich Henry gemeinsam mit fünf anderen Franzosen zur spanischen Grenze auf, die sie mit einem „Fluchthelfer“ überschreiten sollten. Von Spanien aus sollten sie zu ihren Kameraden der Forces Françaises Libres (Freie Französische Streitkräfte) in Afrika gebracht werden.

Beides trat nicht ein. Henry und seine Gefährten waren von ihrem Fluchthelfer an die Gestapo verraten worden. Diese nahm die sechs am 29. Juni 1943 auf der Straße nach Perpignan fest und brachte sie in das Lager Compiègne. Zwei Monate später wurde Henry Bousson mit weiteren Gefangenen in Viehwaggons nach Buchenwald deportiert. Nach zwei Tagen erreichten sie den Weimarer Bahnhof, von wo aus sie in das Konzentrationslager Buchenwald getrieben wurden.

Am 29. September 1943 kam Henry Bousson mit zwei seiner Kameraden in einem Lastwagen im Konzentrationslager Dora bei Nordhausen an, das zu diesem Zeitpunkt noch Außenlager des KZ Buchenwald war. Da es damals noch keine Häftlingsbaracken gab, mussten die Häftlinge im Stollen arbeiten und schlafen. Nach einem Jahr in Dora kam Henry Bousson in das Außenlager Harzungen und kurz darauf in das Außenlager Ellrich. Wiederum drei Monate später, als die



Henry Bousson mit seinem Freund Xavier

Lager im Südharz geräumt wurden, brachte man ihn gemeinsam mit anderen Häftlingen nach Bergen-Belsen, wo er schließlich am 15. April 1945 befreit wurde.

Nach seiner Befreiung kehrte Henry Bousson zu seiner Mutter nach Frankreich zurück. Kurze Zeit später heiratete er Solange, die Schwester seines besten Freundes Xavier, mit dem er gemeinsam die Zeit in den Konzentrationslagern überstanden hatte. Laut Henry Bousson war es ihre enge Freundschaft, die beiden half, zu überleben.

Henry Bousson mit seiner Frau Solange



Mit Solange bekam er drei Kinder. Inzwischen hat Henry eine große Familie mit elf Enkeln und Urenkeln.

Nach dem Fall der Mauer besuchte er mit anderen Überlebenden anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung des Lagers zum ersten Mal die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora. Nachdem er seinen Verwandten von dieser Reise berichtet hatte, organisierten seine Kinder ein Jahr später eine Fahrt zur KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora mit der ganzen Familie, was für alle sehr bewegend war.

Nach seiner Rückkehr aus den nationalsozialistischen Konzentrationslagern begann Henry Bousson ein neues Leben mit seiner Frau, seinen Kindern und seiner Arbeit. Die Zeit im Konzentrationslager rückte zunächst in den Hintergrund. Erst 20 Jahre später traf er sich mit anderen Überlebenden aus Dora und sprach mit ihnen über das, was geschehen war. Seiner Familie, wie z.B. seinen Enkeln hat er immer bereitwillig Auskunft über seine Erfahrungen gegeben, jedoch erzählte er nie von selbst, denn er wollte sich nicht selbst bemitleiden und lieber an die Zukunft denken. Heute ist es ihm wichtig, etwas für die Erinnerung an das, was passiert ist, zu tun. Henry Bousson ist deswegen Mitglied einer Vereinigung geworden, die unter anderem in Schulen aktiv

„Man sollte nicht zu viel erzählen, sondern sich vielmehr mit der Zukunft befassen. Damit was getan werden kann, damit das nicht wieder passiert.“

ist und einmal jährlich eine Reise von etwa 200 Schülerinnen und Schülern in die Gedenkstätte Struthof veranstaltet. Er selbst hat solch eine Reise auch einmal begleitet, war jedoch von dem weitverbreiteten Desinteresse der Teilnehmenden ziemlich enttäuscht. Dennoch glaubt er, dass insbesondere über die Schulen ein Zugang gefunden werden kann, zum Beispiel über verschiedene Aktionen, *„so dass die Schüler, vor allem in den unteren Klassen, informiert sind und bei manchen eben sogar Interesse geweckt wird.“* Auch ist er der Ansicht, dass die Wirkung, die von den KZ-Gedenkstätten ausgeht, groß ist. Es ist ihm wichtig, dass die authentischen Orte freigelegt, sichtbar gemacht und erhalten werden. Deren Rekonstruktion sieht er jedoch eher kritisch: *„Es ist gut, keine künstlichen Baracken aufzubauen. Das hätte auch gar keine Bedeutung. Ganz im Gegenteil.“*

Im Hinblick auf die Zukunft der Überlebendenverbände wies er darauf hin, dass es in seinem Verband heute *„praktisch keine Ehemaligen mehr gibt“* und darin mittlerweile Kinder von Deportierten, Freunde und andere gesellschaftliche Akteure organisiert sind. Henry Bousson sieht eine Chance darin, dass es diese Personen sein können, *„die den jungen Menschen nahe bringen, was die Deportation war, so dass sie nicht in Verges-*

senheit gerät.“ Er hat jedoch große Bedenken, was das Schwinden der Zeitzeugen-Generation angeht: *„Ich denke ganz einfach, dass es sehr schwierig ist, diese Erinnerung aufrecht zu erhalten, wenn niemand mehr da ist. Denn es steht zu befürchten, dass, wenn wir nicht mehr am Leben sind, es immer Leute geben wird, welche die Geschichte anders erzählen, sie verfälschen wollen.“*

Mit Sorge beobachtet er auch die Entwicklung der Erinnerungskultur vor Ort in Lyon: Er glaubt zwar, dass die politisch unterschiedlich ausgerichteten Überlebendenverbände Schritt für Schritt aufeinander zugehen werden. Aber während früher noch hochrangige Vertreter aus Politik, Kirche und Gesellschaft dem Gedenktag für die Deportierten beiwohnten, ist das Bemühen und Interesse seiner Ansicht nach in den letzten acht bis zehn Jahren deutlich zurückgegangen, was ihn sehr enttäuscht. Generell scheint es ihm so, dass in Frankreich heutzutage wenig Wissen und Interesse bezüglich der Geschichte der Deportation vorhanden ist. Wenn, dann sei etwas über die Deportation der Juden bekannt, aber die Leute wüssten *„sehr viel weniger über die Lager, über die anderen Lager, die keine Vernichtungslager waren und in denen trotzdem sehr viele gestorben sind.“*

Hinsichtlich der zukünftigen Feierlichkeiten des Jahrestages der Befreiung ist Henry Bousson – zumindest für die KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora – der Überzeugung, *„dass das sehr gut gemacht werden wird“*. Allerdings sollten die Reden von Menschen gehalten werden, die sich mit der Thematik auskennen. Neben den Familien der Überlebenden misst er auch den Historikern bezüglich der Aufrechterhaltung des Gedenkens eine große Rolle bei. So sagt er: *„Ich denke, sie sind wohl am besten geeignet, zu diesem Thema und dieser Zeit damals das Wort zu ergreifen.“*



(v.l.n.r.) Martin Winter, Solange Bousson, Josephine Ulbricht, Barbara Hahn, Henry Bousson und Kathy Prochaska in Lyon

Suzanne Gatellier-Auribault

« « « « «

Suzanne Gatellier-Auribault wurde im Mai 1916 in einfachen Verhältnissen geboren. Nach der Schule arbeitete sie bereits mit 14 Jahren in einer Pariser Näherei. Silvester 1933 lernte sie bei einem Volksfest Roger Auribault, einen Mitarbeiter der französischen Télécom, kennen. Im Januar 1939 heirateten sie und im August kam ihr gemeinsames Kind Danielle auf die Welt. Über den Kontakt zu Roger, der Mitglied der Kommunistischen Partei war, wurde auch Suzanne Gatellier-Auribault politisiert. Nach dem Aufruf „Du Peuple de France“ von Maurice Thorez und Jacques Duclos vom 10. Juli 1940 schloss sie sich mit ihrer Familie dem kommunistischen Widerstand gegen die deutschen Besatzer an. Im Haus ihrer Schwiegereltern wurde ein lokaler Anlaufpunkt der Résistance eingerichtet. Hier wurden

Flugblätter und Zeitungen der Résistance versteckt. Suzanne Gatellier-Auribault berichtete uns, wie sie diese heimlich verteilte, indem sie sie unter ihrem Mieder transportierte und dann an Bahnübergängen aus dem Zug warf.

Auch aus Lagern geflohene Häftlinge wurden im Haus der Auribaults versteckt, wo man ab 1943 außerdem einen illegalen Sender betrieb. Suzanne Gatellier-Auribault erzählte, dass die Deutschen diesen Sender wohl geortet hätten, woraufhin im Dezember 1943 das Haus von der Gestapo gestürmt wurde

und man die Schwiegereltern verhaftete. Sie selbst wurde gemeinsam mit ihrem Mann Roger kurz darauf auf einer Straße in Paris gefangengenommen und in das Gefängnis von Fresnes verschleppt. Von dort aus kam Suzanne Gatellier-Auribault nach

langer Zugfahrt unter menschenunwürdigen Bedingungen in ein Lager nach Saarbrücken. Eine Woche später transportierte man sie in Viehwagen weiter in das KZ Ravensbrück, wo sie ihre Schwiegermutter wiedertraf, welche das Lager jedoch nicht überleben sollte. Suzanne Gatellier-Auribault wurde in einem Frauenlager in Holýšov (auf Deutsch Holleischen, im heutigen Tschechien) zur Zwangsarbeit in der Rüstungsproduktion gezwungen. Zunächst unterstand dieses Lager dem KZ Ravensbrück, ab dem 1. September 1944 wurde es als Außenlager des KZ Flossenbürg geführt.

Suzanne wurde Anfang Mai 1945 in Holýšov von polnischen Partisanen befreit. Sie versuchte zunächst, in einem Krankenhaus anderen Überlebenden zu helfen, von denen jedoch viele auch nach ihrer Befreiung noch an den Folgen der Haft starben. Der schlechte Gesundheitszustand vieler aus den Lagern befreiter Frauen ist ihr bis heute in lebhafter Erinnerung geblieben. Als sie Ende Mai 1945 nach Paris zurückkehrte, versuchte sie zunächst, ihren Mann Roger ausfindig zu machen. Sie traf zwar zwei ehemalige Deportierte, die mit ihm in den Lagern gewesen waren, musste jedoch bald erfahren, dass Roger im Lager Ellrich-Juliushütte, einem Außenlager des KZ Mittelbau-Dora, ums Leben gekommen war. Der schmerzliche Verlust ihres Mannes hat Suzanne Gatellier-Auribault ihr ganzes Leben begleitet und gezeichnet. Sie heiratete in den 50er Jahren ein zweites Mal und bekam noch zwei weitere Kinder, ließ sich jedoch nach kurzer Zeit von ihrem Mann scheiden.

Heute lebt Suzanne Gatellier-Auribault in einem Vorort von Paris, in dem Haus, in dem ihre Schwiegereltern verhaftet worden waren. Die Straße, in der das Haus der Auribaults steht, wurde nach der Familie benannt und ein Platz im Ort trägt den Namen ihres ersten Mannes Roger Auribault. Sie hat zahlreiche Enkel und Urenkel und ist eine aktive und nach wie vor politisch sehr interessierte Frau.



Suzanne Gatellier-Auribault
mit ihrem Mann Roger Auribault
und ihrer Tochter Danielle
Anfang der 40er Jahre

Suzanne Gatellier-Auribault
während des Interviews



Im zweiten Teil des Interviews berichtete uns Suzanne Gatellier-Auribault zunächst vom Unverständnis, das den Überlebenden der Deportation in Frankreich entgegengebracht wurde: *„Ich glaube, die Schrecklichkeiten waren in der Bevölkerung eigentlich nicht bekannt, so sah es aus. Und wir kamen zurück als Überlebende und behinderten irgendwie, dass alles rund lief. Wir kehrten also zurück, hatten ja diese unauslöschlichen Bilder im Kopf und störten eben.“*

Besonders angesichts dieser Situation scheint es wichtig gewesen zu sein, dass sich die Betroffenen gegenseitig unterstützten. So half Suzanne Gatellier-Auribault anderen Frauen, deren Männer erschossen oder nicht aus der Deportation zurückgekehrt waren, bei Behördengängen.

Als im Oktober 1945 die „Fédération Nationale des Déportés et Internés, Résistants et Patriotes“ (FNDIRP), die nationale Vereinigung der Deportierten und Internierten, Widerstandskämpfer und Patrioten, gegründet wurde, trat sie sofort bei. Verbände

wie dieser leisteten zunächst praktische Hilfestellungen für die Überlebenden, wie etwa Beistand bei Arztbesuchen, aber auch Unterstützung in finanziellen Fragen.

Da Ihr Mann Roger in Ellrich gestorben war, trat Suzanne Gatellier-Auribault unter anderem auch der „Amicale des Déportés à Dora-Ellrich, Harzungen et Kommandos Annexes“ bei.

In solchen Institutionen, in Stiftungen, Vereinen oder Verbänden sieht sie auch die zukünftigen Akteure der Erinnerung. Sie stellt sich einen „Schneeballeffekt“ vor, mit dem junge Leute für das Thema interessiert werden könnten. Über Ausstellungen oder Reisen sollte man das Wissen an diese vermitteln. Sie selbst geht auch des Öfteren in Schulen, um jungen Menschen von ihren Erfahrungen zu berichten.

„fekt“ vor, mit dem junge Leute für das Thema interessiert werden könnten. Über Ausstellungen oder Reisen sollte man das Wissen an diese vermitteln. Sie selbst geht auch des Öfteren in Schulen, um jungen Menschen von ihren Erfahrungen zu berichten.

Das Schwinden der Zeitzeugen-Generation selbst betrachtet sie mit Besorgnis, da damit auch die Impulse für das Gedenken weniger werden: *„Das wird sogar schon etwas eher zurückgehen. Die Kameraden sind bereits etwas älter, also die Deportierten... Wenn sie im Kopf noch fit sind, sind sie es nicht mehr in den Beinen. Sie reisen also nicht mehr.“*

Sie bemerkt mit Unbehagen, dass viele Ortsgruppen ihrer Stiftung aufgrund des Alters der Mitglieder nur noch wenig aktiv sein können.

„Nun, ich weiß nicht, was man in 20 Jahren machen kann, um zu vermitteln... Es muss ja jetzt etwas gemacht werden! Man muss sich um die Jugendlichen kümmern. Die in 20 Jahren natürlich erwachsen sein werden.“

Suzanne Gatellier-Auribault berichtete uns auch von ihren Erfahrungen bei Besuchen in KZ-Gedenkstätten, in Mittelbau-Dora, Ellrich und Ravensbrück. Dabei verdeutlichte sie uns, wie wichtig es sei, gemeinsam mit anderen Überlebenden oder Familienmitgliedern an diese Orte zu fahren. Offizielle Gedenkveranstaltungen mit vielen Teilnehmenden bieten dabei einen emotionalen Rückhalt, der für die Konfrontation mit der Erinnerung sehr wichtig sei.

Die Erhaltung von Gedenkstätten als Orte, die es ermöglichen, den Opfern Respekt und Achtung zu erweisen, sieht Suzanne Gatellier-Auribault als einen wichtigen Bestandteil für eine zukünftige Erinnerung an. So unterstützte sie auch die Neugestaltung des Gedenkortes in Ellrich.

Sie hofft auf die Jugend, die sich für die Bewahrung des Friedens einsetzen sollte. Zu verhindern, dass sich das Geschehene wiederholt, ist nach ihren Worten ein Kampf, in dem die heutigen jungen Generationen einen wichtigen Platz einnehmen. Sie betonte, dass die jungen Menschen in Deutschland keine Verantwortung für die Verbrechen der Vorfahren tragen würden. Deren Hinterlassenschaft, die als „schweres Erbe“ zu verwalten sei, komme aber dennoch auf sie zu.

Mitglieder von Jugend für Dora e.V. mit Dolmetscherin Barbara Hahn, Philippe und Familie Auribault vor der Gedenktafel am Haus der Auribaults



Albert van Hoey

« « « «

Jenny Linde, Ruben Kolberg,
Oliver Mahrle, Anika Uthleb,
Martin Nekwasil von
Jugend für Dora e.V.
bei Albert van Hoey in Belgien

Albert van Hoey wurde am 27. Januar 1924 in der belgischen Provinz Ost-Flandern als drittes von sechs Kindern geboren. Sein Vater war im Flachsgeschäft tätig, seine Mutter besaß ein Kolonialwarengeschäft. Sein Onkel, der Direktor seiner Schule, überredete Albert von Hoey's Eltern, dass ihr Sohn ein Lehramtsstudium aufnehmen solle. So besuchte er zunächst das Gymnasium und begann 1939 mit dem Studium.



Kurz nachdem er seine Lehrerausbildung 1943 abgeschlossen hatte, trat er dem belgischen Widerstand als Spion bei. Im Sommer 1944 wurde er verhaftet, da die deutsche Polizei seine Aktivitäten entdeckt hatte. Zunächst wurde er vom Gefängnis „Nieuwe Wandeling“ in Gent mit einem Reisebus nach Antwerpen in das Gefängnis in der Beginenstrasse gebracht. Einen Tag spä-

ter wurde er mit etwa 800 Männern und einigen hundert Frauen in Viehwaggons gepfercht über Eindhoven, Venlo, Düsseldorf und Weimar, bis ins Lager Buchenwald transportiert. Dort musste Albert van Hoey zunächst im Steinbruch arbeiten.

Am 23. August wurde er mit anderen ca. 400 belgischen Gefangenen und 100 Häftlingen anderer Nationalitäten nach Blankenburg im Harz gebracht, wo eine Art „Sklavenmarkt“ stattfand, auf dem sich deutsche Firmen Arbeitskräfte aussuchten. Albert van Hoey wurde der Firma Reinghausen zugeteilt, die den Auftrag hatte, das Lager Blankenburg aufzubauen und musste ab da täglich Schwerstarbeit leisten. Das Lager Blankenburg-Oesig („Klosterwerke“) war zunächst ein Außenlager von Buchenwald und wurde im Oktober 1944 dem KZ Mittelbau unterstellt.

Am 1. Oktober zogen die Häftlinge aus den Zelten in die ersten stehenden Baracken, die noch keine Fenster und Türen hatten. Nach einer schweren Lungenentzündung mit Fieber und einem Aufenthalt im Krankenrevier wurde Albert van Hoey in ein anderes Kommando versetzt, wo er bis zum 6. April blieb, als das Lager aufgrund des Heranrückens der US-Armee evakuiert wurde. Auf einem Fußmarsch wurden die Häftlinge bis Magdeburg zur Elbe getrieben, von wo aus sie auf einem Schiff nach Schleswig-Holstein gebracht wurden. Bei Lübeck ging der Todesmarsch weiter Richtung Ahrensböök bis nach Sarau. Am 30. April erschien dort ein Vertreter des Schwedischen Roten Kreuzes. Dieses hatte erreicht, dass zumindest die westeuropäischen Häftlinge des Transportes nach Schweden gerettet werden konnten, darunter auch Albert van Hoey. Per LKW brachte man ihn nach Travemünde, wo zwei Schiffe, die „Magdalena“ und die „Lilly Matthiessen“ die befreiten Häftlinge aufnahmen und ins schwedische Trelleborg brachten, wo sie am 2. Mai eintrafen. Da Albert van Hoey gesundheitlich schwer angeschlagen war, konnte er erst nach einigen Wochen Krankenhausaufenthalt Anfang August 1945 über Kopenhagen nach Brüssel zurückkehren, wo er von seiner Familie und Mitgliedern der Kirchengemeinde empfangen wurde.

Im März 1946 nahm Albert van Hoey seinen Beruf als Lehrer wieder auf, den er bis zu seiner Pensionierung ausüben sollte. Mit seiner Frau, die während seiner Haft im Konzentrationslager auf ihn gewartet hatte, gründete er eine Familie, die mittlerweile aus 5 Kindern, 17 Enkeln und 13 Urenkeln besteht.

Die Zeit im Konzentrationslager sollte Albert van Hoey sein Leben lang prägen.

Von anderen ehemaligen Häftlingen und deren Familien wird seine langjährige Arbeit in Organisationen von Überlebenden sehr geschätzt. Seit Jahrzehnten engagiert er sich in diesen Verbänden, um die Erinnerung an die Geschichte wach zu halten. Albert van Hoey war zum Beispiel beteiligt, als für die Opfer des Lagers Ellrich-Juliushütte der erste Gedenkstein gesetzt wurde, er war aber auch 1990 in Paris, als das Euro-Komitee der Überlebenden von Mittelbau-Dora gegründet wurde. Heute ist er Vorsitzender des Internationalen Komitees Mittelbau-Dora, für das er auch in Berlin das „Vermächtnis der Überlebenden“ mit dem Titel „Erinnerung bewahren – authentische Orte erhalten – Verantwortung übernehmen“ unterzeichnete, welches im Januar 2009 dem Bundestagspräsidenten Norbert Lammert übergeben wurde.

Dass Albert van Hoey oft als ein Repräsentant der Überlebenden auftritt, zeigt sich auch daran, dass er im Interview häufig Pluralformen wie „uns“ oder „wir Ehemaligen“ benutzt. Oft schon wurde er gebeten, bei Gedenkveranstaltungen das Wort zu ergreifen. Diese Anlässe sind ihm einerseits wichtig, um der toten Freunde zu gedenken, aber ebenso für die jüngeren Generationen, damit diese lernen, was geschah. Über die zukünftige Arbeit in den Überlebendenverbänden sagt er: *„Ich muss auch sagen – die Kinder von den ehemaligen Häftlingen bei uns arbeiten auch viel mit. Können sie noch etwas erreichen? Aber das ist nicht ganz das selbe natürlich wie wenn wir selbst, die letzten Zeugen, das machen können. Wir haben die Hoffnung – in jeder Form – wenn wir sterben ist alles noch in Ordnung. Nachher: Fragezeichen... Aber doch mit Hoffnung.“*

Albert van Hoey hat auch den Besuch von Barack Obama in der Gedenkstätte Buchenwald genau verfolgt. Es erscheint ihm notwendig, dass sich auch in Zukunft berühmte Personen und Politiker um das Gedenken an die Opfer bemühen: *„Wenn nur ich allein spreche – das gibt etwas, aber wenn solche Personen, welche Weltbekanntheit haben, eine Ansprache machen und die Geschichte wiedergeben, dann hat das natürlich große Bedeutung. Deshalb ist es gut, dass sie geschehen, solche Sachen.“*

Die Entwicklung der Gedenkstätte Mittelbau-Dora hat Albert

van Hoey seit seinem ersten Besuch dort im Jahr 1986 und später als Vizepräsident des Kuratoriums stets begleitet. Auf die Eröffnung des neuen Museums blickt er freudig zurück: *„Und dann endlich – nicht zu glauben, nicht zu glauben – ich habe eine Ansprache gehalten als das Museum eröffnet wurde. Nein, ich träume nicht, ich träume nicht – es ist da! Und jetzt – 2008 ist es da und 2058 ist das Museum auch noch da! Und 2108 ist das Museum auch noch da! Das ist die Zukunft und das gibt Sicherheit für uns.“* Der Arbeit von Gedenkstätten misst Albert van Hoey große Bedeutung bei. Sehr wichtig ist ihm, dass die Besucher eine kompetente Führung über das Gelände und insbesondere in die Stollenanlagen bekommen. Da lasse sich die Grausamkeit von Dora und der dort erfolgten „Vernichtung durch Arbeit“ am besten vermitteln.

Das Verhältnis zwischen Zeitzeugen und Historikern sieht er positiv: Es sei wichtig, dass die Überlebenden erzählen, aber wenn sie nicht mehr seien, blieben nur noch Bücher und Museen, um ihre Geschichte weiterzutragen. In die „wirklichen Forscher“ unter den Historikern hat er großes Vertrauen; die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen Politik, Wissenschaft und Zeitzeugen mache ihn hoffnungsvoll.

Für eine Zukunft der Erinnerung ist Albert van Hoey wichtig, *„dass sie bleibt, natürlich. Nicht für mich – nicht allein für unsere Opfer, aber für die Zukunft der anderen. Wenn es in Erinnerung bleibt, können sie vielleicht etwas davon lernen.“* Besonderes Augenmerk legt er dabei auf das derzeit „höchste Gut bei uns“ und bringt dieses in Zusammenhang mit seiner eigenen Erfahrung: *„Nur wenn Sie die Freiheit verloren haben, schätzen Sie, was die Freiheit bedeutet im Leben.“*



Albert van Hoey spricht am 64. Jahrestag der Befreiung des KZ Mittelbau-Dora 2009

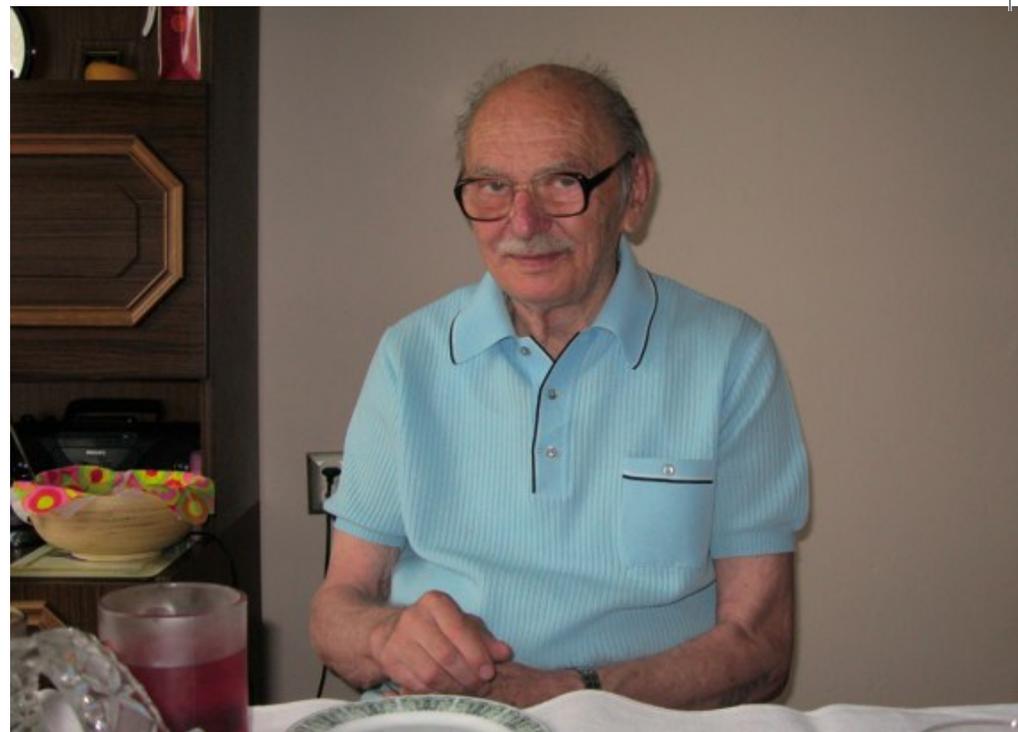
Jerzy Jasinski

« « « « «

Jerzy Jasinski wurde im Frühjahr 1924 in Warschau geboren. Zusammen mit seiner Schwester verlebte er seine Kindheit in einem militärisch geprägten Umfeld. Als Sohn eines Berufsoffiziers schien es selbstverständlich, dass er an einer Kadettenschule unterrichtet wurde.

Da es nach seinen Aussagen zu jener Zeit höchst ehrenvoll für polnische Jugendliche war, einer militärischen Untergrundorganisation anzugehören, schloss auch Jerzy sich einer solchen Gruppe an. Nach einer Razzia auf den Straßen Warschaus fand man bei einem seiner Freunde Material der Untergrundpresse. Der Freund wurde verhaftet und gab beim Verhör durch die Gestapo den Namen Jerzys und anderer Beteiligten preis. Einige dieser Freunde wurden gewarnt und blieben unentdeckt. Jerzy Jasinski jedoch wurde am 2. April 1943 an seinem Arbeitsplatz verhaftet und in das Gefängnis „Pawiak“ gebracht, wo er brutal verhört worden ist. Den Schlägen und Misshandlungen zum Trotz, blieben er und seine Kameraden standhaft. Sie beriefen sich darauf, sich lediglich von der Schule her zu kennen und keiner Organisation anzugehören, wodurch ihnen nichts nachgewiesen werden konnte. Sechs Wochen später wurden sie dennoch auf dem Gefängnishof versammelt und nach Auschwitz abtransportiert. Im Interview erzählt er uns: *„Gegen 23 Uhr kamen wir auf der Rampe von Auschwitz an, wo wir bereits von der SS und den ‚Funktionshäftlingen‘ erwartet wurden, die uns dann barfuß die 3 km bis nach Auschwitz-Birkenau trieben. Unser Transport zählte etwa 400 Männer und 200 Frauen. Die ganze Nacht über wurden wir tätowiert, uns wurden die Haare geschnitten, wir wurden desinfiziert und zum kalten Duschen getrieben. Das ‚Bad‘ dauerte 3 Minuten. Beim Morgenappell waren wir schon nur noch Nummern.“*

Später kam er nach Auschwitz-Monowitz, wo er auf dem Gelände der Buna-Werke im Rohrstaplerkommando arbeiten musste. Im August 1944 wurde er mit 1500 anderen Polen in das KZ Buchenwald und kurz darauf ins KZ Mittelbau-Dora gebracht. Von dort wurde er Anfang April 1945 auf einen Todesmarsch Richtung Bergen-Belsen geschickt, wo er am 15. April 1945 von englischen Soldaten befreit worden ist.



Jerzy Jasinski, 2009

Dank der Unterstützung von Mithäftlingen überlebte er zahlreiche Krankheiten, die Sklavenarbeit und die unmenschlichen Bedingungen der Lager.

Nach Kriegsende blieb Jerzy zunächst in Deutschland und trat der amerikanischen Armee bei. Aus Angst vor Repressalien von Seiten der Kommunisten kehrte er erst 1948 nach Warschau zurück. Zunächst arbeitete er dort als Beamter im Gesundheitswesen und ab 1974 als Direktor eines Betriebs zur Desinfektionsmittelproduktion. 1982 ging er aus politischen und gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand und verstärkte sein ehrenamtliches Engagement in verschiedenen Verbänden. Rückblickend erzählt er uns: *„Die Zeit im Gefängnis und im Lager war sehr tragisch und bleibt für immer in meinem Gedächtnis. Immer wieder kehre ich zu der Frage zurück: Hätte ich meinen Peiniger? Vielleicht stützen einige über meine Antwort. Ich sage kurz: Nein. Ich hege keine Hassgefühle, bin aber der Meinung, dass die Verantwortlichen bestraft werden müssen. Sehr oft habe ich mit meinem Schicksal gehadert, das mir so Schreckliches beschert hat. Zugleich aber danke ich Gott, der über mir wachte, dafür, dass er mir erlaubt hat, diese Hölle auf Erden zu überstehen.“*

Jerzy Jasinski, heute Major, legte viel Wert darauf, uns zu erzählen, was mit vielen Offizieren und Soldaten der Heimatarmee, die am Warschauer Aufstand beteiligt waren, nach Ende des Krieges geschehen ist. Unzählige Teilnehmer dieser Untergrundarmee seien verfolgt, eingesperrt oder deportiert und ermordet worden: *„Die Sowjets wollten die polnische Intelligenz unterdrücken, um diese so zu schwächen. Sie beabsichtigten in demselben Jahr, Polen aufzuteilen. Wer sich widersetzte, wurde nach Sibirien deportiert. Die Zahl ging in die Zehntausende.“* Auch sein Vater wurde überwacht und musste sich zwei Mal wöchentlich bei der Polizeiwache melden, bis sich die Situation in den 50er Jahren entspannte. Die Frage, ob er nach seiner Rückkehr nach Polen mit seiner Familie über die Ereignisse in den Gefängnissen und Konzentrationslagern gesprochen habe, verneinte er

*David Rojkowski, Carmen Hause
und Johanna Scheuer
bei Jerzy Jasinski und seiner Ehefrau*



und erklärte, er habe diese Zeit einfach nur vergessen wollen, zu groß sei der Schmerz gewesen, der mit den Erlebnissen verbunden war. Die Erinnerungen aber blieben: *„Ich erlebte alles in meinen Träumen noch einmal, dass ich verfolgt wurde oder dass man auf mich schießt oder mich schlägt. Ich wachte nachts immer wieder in Angstschweiß gebadet auf.“* Vor einigen Jahren brach er sein Schweigen. Seine Kinder baten ihn immer wieder, das damals Erlebte in Form eines Tagesbuches niederzuschreiben und bestanden darauf, gemeinsam mit ihm die Gedenkstätte Auschwitz zu besuchen, um einen der Orte kennenzulernen, an denen ihr Vater so viel gelitten hatte. Nach Jerzys Aussagen gäbe es keinen Tag, an dem man sich dieser Ereignisse in besonderer Form im Kreise der Familie erinnerte. Da man auf engstem Raum zusammenlebte und sich jeden Tag sah, habe kein Grund bestanden, dieser Zeit in besonderer Weise zu gedenken.

Obwohl er jahrzehntelang kaum über seine Erlebnisse sprach, trat er nach seiner Rückkehr Organisationen der Überlebenden, wie dem „Verband der Kämpfer für Freiheit und Demokratie“ bei, die ehemalige Häftlinge unterstützten. Heute ist er Mitglied im Verband der ehemaligen KZ-Häftlinge Buchenwald, Dora, Auschwitz, im Verband der Kriegsinvaliden und im Verband der ehemaligen Kadetten der II. polnischen Republik. Die derzeitige gesellschaftliche und finanzielle Situation der ehemaligen Häftlinge bewertet er als eher positiv, auch wenn es immer etwas gäbe, was verbessert werden könne. Auch in Deutschland würde viel für die Erinnerung an die Verbrechen getan werden.

„Eine Nation, die nicht ihrer Geschichte gedenkt, ist eine leblose Nation, die keine Zukunft hat. Somit sollte dieser Ereignisse gedacht werden, auch wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt.“

An die 50 mal habe er bereits vor deutschen Jugendlichen von seinen Erlebnissen berichtet. So erzählt er: *„Ich bin der Meinung, dass die Deutschen, die in diese Verbrechen involviert sind, dafür auch bestraft werden sollten. Man kann aber nicht die Jugendlichen dafür verantwortlich machen. Ich spreche mich genauso wie das Gros aller Polen gegen die Kollektivschuld der Deutschen aus. Die Schuldigen sollten aber dafür verantwortlich gemacht werden. Ich habe nichts gegen die deutschen Jugendlichen, darum komme ich auch nach Deutschland und treffe mich dort mit ihnen.“*

In der Zukunft könnte er sich auch Gedenkformen ähnlich der Gedenkfeiern anlässlich der „Schlacht bei Grunwald“ 1410 vorstellen, zu der sich alljährlich Tausende versammeln, um die Ereignisse nachzuspielen. So könnte man einige Baracken wieder aufbauen, um die Lebensbedingungen in den Lagern besser zu verdeutlichen. Generell wünscht er sich, dass die bisherigen Gedenkfeiern beibehalten und von den Kindern und Enkeln fortgeführt werden. Diejenigen, die die Möglichkeit hatten, mit Zeitzeugen zu sprechen, sollten deren Geschichte an kommende Generationen weitergeben.

Noah Klieger

« « « «

Noah Klieger bei der Gedenkveranstaltung zum 62. Jahrestag der Befreiung des KZ Mittelbau-Dora im Jahr 2007



Noah Klieger wurde am 13. Juli 1926 in Straßburg, Frankreich, geboren. Sein Vater schickte den vier Jahre älteren Bruder 1935 in weiser Voraussicht nach England, um ihn dem Zugriff des nationalsozialistischen Deutschland zu entziehen. Eigentlich sollte Noah Klieger ihm 1938 folgen, jedoch nahm England zu

jenem Zeitpunkt keine weiteren jüdischen Flüchtlinge mehr auf, so dass die Familie beschloss, auf Grund der belgischen Neutralität nach Brüssel überzusiedeln. Kliegers Vater war schon 1935 „überzeugt, dass Hitler nicht an die Macht gekommen ist, um sich mit Deutschland zu begnügen und hat probiert, die Familie irgendwie zu retten.“ Als Deutschland Frankreich und die Benelux-Staaten 1940 angriff und besetzte, schloss sich Noah Klieger der Widerstandsbewegung an. Er war Mitglied einer jüdischen Untergrundorganisation, die in Verbindung mit der französischen Résistance 300 jüdische Kinder aus Belgien über Frankreich in die neutrale Schweiz schleuste. Die Gestapo verhaftete ihn, trotz gefälschter Ausweise, bei einem Treffen der Gruppe im Jahr 1942 an der französisch-belgischen Grenze.

Nach einem dreimonatigen Aufenthalt im Lager Malines wurde Noah Klieger zusammen mit 1.600 weiteren Juden am 18. Januar 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Als der dortige Lagerkommandant von Auschwitz III mehrere Boxer zur Unterhaltung der Wachmannschaften suchte, meldete sich Klieger. Heute ist er der Ansicht, dass ihm dies für sieben bis acht Monate das Leben rettete, denn „man hat keine Juden nach Auschwitz gebracht

zum Überleben; man hat Juden nach Auschwitz gebracht, um sie zu vernichten.“

Mit dem Vorrücken der Roten Armee und der Auflösung der

Auschwitz-Lager wurde er im Februar 1945 zusammen mit 57.000 anderen Häftlingen – von denen nur 20.000 ihr Ziel lebend erreichten – Richtung Deutschland auf Todesmärsche geschickt. Noah Klieger erreichte das KZ Dora-Mittelbau und konnte sich erfolgreich als französischer politischer Häftling ausgeben. Auf Grund seiner guten Deutsch-Kenntnisse wurde er in einem Techniker-Kommando als Vorarbeiter in den Untertageanlagen eingesetzt. Am 3. April 1945 erlebte er die Bombenangriffe auf die Stadt Nordhausen: „Wir kamen aus dem Stollen: Eines der schönsten Schauspiele, die wir je gesehen hatten. Nordhausen stand in Flammen! Wir haben alle gejubelt.“ Einen Tag später wurde das Lager aufgelöst und er wurde auf einen zehntägigen Todesmarsch durch den Harz in das KZ Ravensbrück getrieben. Die sowjetische Armee befreite ihn dort am 29. April 1945. Nach seiner Befreiung suchte er seine Eltern in Brüssel und erfuhr dort, dass auch sie die Shoah überlebt hatten. Noah Klieger

„Es ist erschreckend, wie viele Deutsche plötzlich nichts wussten. Dabei wusste fast jeder Deutsche, was los war. Man musste ja gewusst haben!“

schloss sich einer zionistischen Untergrundbewegung an, die versuchte, Juden aus DP-Camps nach Palästina zu schmuggeln. Im Mai 1947 gehörte er zu den 4.500 jüdischen Überlebenden, die auf einem Schiff, von den Passagieren nach dem 2. Buch Mose in „Exodus 1947“ umbenannt, von Frankreich nach Palästina gelangen wollten. Die Briten, die damals das Mandat über Palästina hatten, verweigerten den Passagieren die Einreise nach Palästina und internierten diese auf Zypern bis sie schließlich auf Gefangenschiffen zurück nach Frankreich und weiter nach Hamburg gebracht wurden. Nachdem Klieger wochenlang in Hamburg festgehalten worden war, schlug er sich nach seiner Freilassung mit anderen Mitgefangenen schließlich nach Palästina durch, wo er sich 1948 am Unabhängigkeitskampf des neu ausgerufenen israelischen Staates beteiligte.

Danach begann er als Sportberichterstatte seine Karriere als Journalist. Seit nunmehr 60 Jahren arbeitet Noah Klieger für Israels auflagenstärkste Tageszeitung Yedioth Ahronoth.

Seit seiner Befreiung berichtet Noah Klieger auf verschiedenen Wegen kontinuierlich über sein Leben während des Nationalsozialismus und seine Erfahrungen als Überlebender verschiedener Konzentrationslager. Für ihn ist es ein Privileg, darüber schreiben und reden zu können. So sagt er, er habe sich alles *„von der Seele geredet, von der Seele geschrieben.“*

Durch seinen Beruf als Journalist war es ihm möglich, an verschiedenen NS-Kriegsverbrecherprozessen teilzunehmen, so berichtete unter anderem über den Eichmann-Prozess in Jerusalem, die Auschwitz-Prozesse

in Frankfurt, den Majdanek-Prozess in Düsseldorf sowie jüngst über den derzeit laufenden Prozess gegen den mutmaßlichen Kriegsverbrecher John Demjanjuk. Vor allem die juristische Aufarbeitung in Deutschland sieht Noah Klieger sehr kritisch. So hätten die Prozesse kaum Auswirkungen gehabt; *„die Urteile waren eine Zumutung, eine Frechheit.“*

Entsprechend skeptisch blickt er auf den Erinnerungsdis-

kurs und die sich im Wandel befindende Erinnerungskultur in Deutschland. Seiner Meinung nach werden die Gedenktage zwar auch in Zukunft erhalten bleiben, die alltägliche Erinnerung an die Shoah jedoch würde mit der nächsten Generation verschwinden und in 50 Jahren nichts weiter sein, als ein geschichtliches Ereignis ohne persönlichen Bezug. Einzig Jüdinnen und Juden, so Klieger, werden sich einige Generationen länger an die Shoah erinnern. Bei allen Anderen wird es viel schneller damit vorbei sein: *„Man hat mich vor Jahren schon immer wieder gefragt: Glaubst du in Deutschland tun wir genug, um an die Shoah zu erinnern? Da hab ich gesagt: Ich weiß nicht was ihr tut; wir in Israel tun nicht genug. Ihr tut sicher weniger.“*

Als eine Konsequenz aus der Shoah betrachtet Klieger die Staatsgründung Israels. Von sich selbst sagt er, er sei *„in Auschwitz Zionist geworden.“* Die Erfahrung, während der Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden durch das nationalsozia-



Jonas Kühne, Ruben Kolberg und Sebastian Schönemann von Jugend für Dora e.V. interviewten Noah Klieger in seinem zu Hause in Tel Aviv



Noah Klieger am 62. Jahrestag der Befreiung des KZ Mittelbau-Dora

listische Deutschland und seinen Helfern von den anderen Staaten allein gelassen worden zu sein, prägt sein Leben bis heute: *„Die einzige Lösung für das jüdische Volk ist ein unabhängiger Staat mit allen Rechten, mit allen Pflichten im Konzert der Nationen. Ein Staat in den du flüchten kannst, wenn du in Gefahr bist. Ein Staat der dich sogar beschützen kann mit einer Armee.“*

„Wir werden auf jeden Fall überleben. Seitdem ich in Israel bin, fragt man immer: Was wird sein? Es wird gar nichts sein! Wir werden hier sein.“

Auf die Frage nach seinem privaten Gedenken antwortet Noah Klieger, dass es keinen Tag gäbe, an dem er sich nicht an die Shoah erinnert. Demnach bräuchte er auch für sich keinen besonderen Gedenktag. Mitglied in einer Überlebensorganisation ist er auch nicht, hilft ihnen aber jederzeit, wenn es nötig ist. Über sein Leben und seine Erfahrungen berichtete Noah Klieger in zahlreichen Zeitzeugengesprächen mit Schülern, Studenten oder Interessierten. Auf hebräisch veröffentlichte er bereits die Geschichte seines Überlebens des Holocaust.

Vladimir Stepanowitsch Koschan

« « « «

Vladimir Stepanowitsch Koschan wurde im Jahre 1925 im Norden der heutigen Ukraine geboren, wo er mit sieben Geschwistern in einer großen Familie aufwuchs. Nach der Schule wollte er eine technische Ausbildung machen und ging dafür auf das Technikum. Bei Kriegsbeginn wurden die Studenten mit provisorischen Zertifikaten aus dem Studium entlassen und verschiedenen Orten zugewiesen, an denen sie Kriegsdienst zu verrichten hatten.

*Vladimir Stepanowitsch Koschan
in seiner Militäruniform (ca. 1946)*



Am 23. März 1943 wurde Vladimirs Heimatort evakuiert und die Bewohner nach Deutschland deportiert. In der Nähe von Weimar angekommen, wurden sie verschiedenen Familien zur Zwangsarbeit zugeteilt. Durch seinen Mut, sich für einen kranken Zwangsarbeiter einzusetzen, gewann er das Vertrauen der Dorfbewohner und erhielt deren versteckte Zustimmung, als er der Frau und den Kindern eines im Konzentrationslager inhaftierten Kommunisten half. Er entschied sich zu fliehen, als ihm die Gefahr drohte, gefangen genommen zu werden. In der Nähe von Jena wurde er schließlich verhaftet und zu 56 Tagen Straflager verurteilt. Vladimir kam daraufhin in das Strafgefangenenlager Torgau und von dort aus wurde er in ein Gefängnis gebracht, wo die Bedingungen ebenfalls sehr schlecht waren, so dass Vladimir seine einzige Überlebenschance in der Flucht aus dem Lager sah. Diese gelang ihm gemeinsam mit einem polnischen Leutnant. Insgesamt 30 Tage waren sie unterwegs, bis sie von einer Gruppe der Hitlerjugend zufällig entdeckt und erneut verhaftet wurden. Zur Strafe wurde Vladimir S. Koschan zu 51 Tagen Einzelhaft und letztlich zum Tode verurteilt. Aufgrund bürokratischer Missverständnisse wurde Vladimir jedoch nicht hingerichtet und statt dessen am 11.11.1943 in das KZ Buchenwald überführt.

In Buchenwald angekommen, heftete man ihm den roten Winkel, die Kennzeichnung für politische Häftlinge, an und brachte



*Vladimir Stepanowitsch Koschan
mit seiner Frau Katja*

ihn zunächst ins Quarantänerevier. Anschließend kam er in ein Kommando, das Schienen neu verlegen sollte. Die Untergrundbewegung im KZ Buchenwald war gut organisiert und Vladimir beteiligte sich daran, indem er Sprengmaterial von der Baustelle ins Lager schmuggelte.

Man versuchte außerdem, sich über Fälschungen von Schonungsscheinen vor der Arbeit und dem Drill zu schützen. Die Lagerleitung fand dies heraus und bestrafte alle Krankgeschriebenen. Vladimir wartete ca. zwei Wochen auf seine Strafe, welche dann die Überweisung in das Lager Dora war, wo er am 10.1.1944 ankam. Die erste Zeit arbeitete und lebte er nur im Stollen, bis er dem Kommando „Gleisbau 77“ zugeordnet und im Block 31 untergebracht wurde.

Nach der Evakuierung des Lagers wurde Vladimir gemeinsam mit den anderen Häftlingen in Güterwaggons abtransportiert, bis sie von kanadischen Truppen befreit wurden. Nach der Befreiung wollte er in den Krieg ziehen und trat in die Armee ein, in der er die Funktion eines Schreibers übernahm. Zurück in der Ukraine arbeitete Vladimir als Physiklehrer. Heute lebt er mit seiner Frau auf dem Land nicht weit von Kiew und seinen zwei Kindern.

Es gab damals nach Kriegsende viele Möglichkeiten, nach Kanada, Australien oder in andere Länder zu gehen, aber Vladimir S. Koschan empfand es als seine Aufgabe, wie er sagt, „zu den Unseren“ zurückzugehen. Bereits im Mai 1945, kurz nach seiner Befreiung, war er in ein Reservebataillon der Roten Armee eingetreten. Beim Kontrollieren der Straßen in Berlin hatte er seine erste und letzte kämpferische Auseinandersetzung mit letzten deutschen Stellungen gehabt. Er weiß nicht, ob er dabei jemanden verletzt oder getötet hat, aber er meint: „Und damit war mein Krieg zu Ende.“

Auf die Frage, ob er über die Zeit in Deutschland gesprochen hat, antwortet er ohne zögern: „Natürlich habe ich es erzählt. Ich habe der Familie ständig davon erzählt.“ Er berichtet uns auch, dass seine Tochter Olja ihn sogar für einen Aufsatz in der Schule zu seinen Erlebnissen interviewt hat.

Für Vladimir scheint es selbstverständlich zu sein, über die Zeit seiner Gefangenschaft zu berichten. So sagt er: „Ich war überall: in den Schulen, in den technischen Fachschulen – ich war überall. Im Museum auch, zweimal im Museum. Und jetzt traf mich die Direktorin des Museums und sagte mir: ‚Wir haben Ihnen ein Treffen organisiert.‘ Aber für wann, weiß ich nicht.“

Mit anderen Überlebenden hat er sich den Organisationen „Kiewer Antifaschistisches Komitee“ und „Nationales Komitee“ angeschlossen, zu deren Treffen er früher einmal pro Woche ging. Heute haben beide Organisationen nur noch wenige Mitglieder, so dass sie sich inzwischen zusammengeschlossen haben. Auf unsere Frage, ob er die Möglichkeit sieht, seine Kinder sowie andere Jugendliche mit in die Organisation einzubinden, sagt er nichts. Es scheint, als sei seine Geschichte vielmehr ein privater Teil der Familie, welche jedoch mit ihm aus den Gedanken verschwinden wird. Für Vladimir S. Koschan liegt die Zukunft in der Demokratisierung seines Landes und im Kampf gegen den Faschismus. „Je mehr junge Menschen den Faschismus verurteilen werden, umso leichter wird es, gegen ihn zu kämpfen. Man muss alles tun, und das wünsche ich Ihnen, damit er auf ewig verschwindet, und diese Ideologie des Faschismus“, sagt er.

Über das Erzählen hinaus verfolgten ihn seine Erinnerungen in seinen Träumen in den Jahren nach seiner Rückkehr in die Ukraine. Er sagt: „Ich weiß nicht, ob sich meine Katja daran erinnern kann oder nicht: Als wir schon verheiratet waren, träumte

ich etwa vier Jahre lang von Hinrichtungen, wie ich aufgehängt werde. Und immer tauchte bei mir hier die Hand so auf, so dass man mich nicht aufhängen kann. Wind frischt auf, ich halte mich mit den Händen am Ast fest. Sie können mich einfach nicht aufhängen. Natürlich kommt das nachts immer wieder. Und es kam vor, dass sie da saß und sagte: ‚Wann hört das endlich auf?‘“

Für die Zukunft wünscht er sich, „dass es wenigstens einen kleinen Film über Straflager gibt.“ Seiner Meinung nach gibt es zwar viele Museen und Filme über Konzentrationslager, aber nicht einen Film über Straflager. Er ist der festen Überzeugung, dass es so etwas nie wieder geben würde, wenn die Leute nur einen Film sehen würden, der die Geschichte und den Alltag der Straflager zeigt: „Das ist mein Traum und ich habe in meiner Gedenkstätte eine Rede gehalten und sagte: ‚Ich schwöre, dass ich bis zum letzten Atemzug gegen den Nationalsozialismus kämpfen werde!‘“

Jugend für Dora e.V. bei Familie Koschan in der Ukraine



Boris Pahor

« « « « «

Boris Pahor wurde am 26. August 1913 in Triest als Kind slowenischer Eltern geboren. Triest war und ist für ihn Zeit seines Lebens Wohnsitz und Bezugspunkt. Nach dem ersten Weltkrieg änderte sich mit dem Anschluss Triests an Italien der kosmopolitische Charakter der Stadt: die slowenische Minderheit sah sich noch vor der offiziellen Machtübernahme der italienischen Faschisten einer antislawischen Politik ausgesetzt, die ihren Höhepunkt im Anzünden und der Zerstörung des slowenischen Volkshauses „Narodni Dom“ in Triest fand. Boris Pahor wurde als Kind Zeuge dieses für ihn traumatischen Gewaltakts, der sich

Boris Pahor, 2009
(Foto: Egon Vjekoslav Slovinić)



später in einer lebenslangen Auseinandersetzung mit seiner slowenischen Identität äußern sollte.

Nach Beendigung der Schulausbildung studierte Pahor zwei Jahre Theologie an einem Priesterseminar in Gorizia. Da man seinen Schulabschluss nicht anerkannte, musste er jahrelang dafür kämpfen, an einer italienischen Universität studieren zu dürfen. Während seines Studiums setzte sich Boris Pahor intensiv mit der slowenischen Sprache auseinander und publizierte unter großen Schwierigkeiten erste Texte in Jugoslawien. In die-

ser Zeit kam er auch mit verschiedenen slowenischen Intellektuellen sowie Mitgliedern der antifaschistischen Organisation TIGR in Kontakt.

1940 wurde Boris Pahor in die italienische Armee eingezogen und in Libyen eingesetzt. Später arbeitete er in der Lombardei im Dienst des Militärs als Dolmetscher für gefangene jugoslawische Offiziere und studierte nebenher italienische Literatur in Padua. Nach dem Sturz der Faschisten und dem Waffenstillstand Italiens kehrte er in das inzwischen von der deutschen Wehrmacht besetzte Triest zurück, wo er sich der „Slowenischen Befreiungsfront“ anschloss.

Am 21. Januar 1944 verhafteten slowenische Kollaborateure Boris Pahor und übergaben ihn an die Gestapo, die ihn in Triest im Konzentrationslager Risiera di San Sabba inhaftierte. Einen Monat später wurde Pahor über das KZ Dachau in das KZ Natzweiler-Struthof im Elsass deportiert. Damit begann seine Irrfahrt durch die deutschen Konzentrationslager, die ihn wieder nach Dachau führte und von dort aus in die Lager Mittelbau-Dora im Südharz, Harzungen und schließlich Bergen-Belsen, wo er am 15. April 1945 von der Britischen Armee befreit wurde.

Nach seiner Befreiung verbrachte Pahor ein Jahr in einem Sanatorium in der Nähe von Paris, um seine Tbc-Erkrankung auszukurieren. Paris wurde ihm in dieser Zeit zur zweiten Heimat, in die er auch später noch häufig zurückkehrte. Zurück in Italien arbeitete er zunächst in Triest als freier Schriftsteller und legte 1947 seine Dissertation zu dem bedeutenden slowenischen Schriftsteller und Publizisten Edvard Kocbek an der Universität Padua vor. Von 1953 bis 1975 arbeitete Pahor an einem slowenischen Gymnasium in Triest als Lehrer für Literatur. In den folgenden Jahrzehnten entfaltete Boris Pahor eine breite literarische Tätigkeit und begann im Schreiben selbst seine slowenische Identität zu entdecken. Er gründete die Zeitschrift „Zaliv“ (Die Bucht), welche eine Plattform für die immer mehr in Opposition zu den jugoslawischen Kommunisten geratenen Intellektuellen bot.

Seine traumatischen Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges und in den deutschen Konzentrationslagern verarbeitete er in zahlreichen Novellen, woraus 1967 sein preisgekröntes Buch „Nekropolis“ hervorging. Boris Pahor gilt heute als einer der international bekanntesten Vertreter der kritischen slowenischen Gegenwartsliteratur und als einer der großen literarischen Zeugen des 20. Jahrhunderts.

Boris Pahor ist einer der Zeitzeugen, der es mit seinen Worten und Schriften vermag, seinen Erfahrungen und Erinnerungen Ausdruck zu verleihen und damit eine große Öffentlichkeit zu erreichen. Dementsprechend nehmen die Medien und die Politik in seinen Vorstellungen bezüglich der zukünftigen Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus eine bedeutende Rolle ein. Jene Erinnerung an die Gräueltaten der Nationalsozialisten und Faschisten sollte seiner Meinung nach vor allem von der Politik getragen werden. Während er für Deutschland festhält, dass sich die Regierung sehr dafür interessiere, was in der Vergangenheit geschehen ist, sie Abgeordnete zu den Gedenkfeiern entsende und die deutschen KZ-Gedenkstätten gut hergerichtet seien, kritisiert er die Situation in Italien: „*Leider ist es die Politik der Rechten, die versuchen ja die Ereignisse zu minimieren, das, was der Faschismus in Italien bedeutet hat, das reden sie klein.*“ Weiterhin sieht er die Bedeutung der Lager für politische Häftlinge unterrepräsentiert. Pahor legt Wert darauf, nicht als Antisemit missverstanden zu werden, wenn er sich gegen Aussagen wehrt, die behaupten, Konzentrationslager für politische Häftlinge würden in die Betrachtungen zum Holocaust einbezogen. Er differenziert dabei deutlich: „*Im Holocaust wurden alle vernichtet, von den Kleinen bis zu den Greisen, die gesamte jüdische Bevölkerung, das ist eine Tatsache. Hier aber, bei den Konzentrationslagern der Politischen wurde man nicht aus Hass vernichtet, sondern man musste arbeiten, solange man sich noch auf den Beinen halten konnte, für Deutschland. (...) Das war nicht die Absicht, uns zu vernichten, es waren keine Vernichtungslager.*“

Boris Pahor engagiert sich selbst sehr dafür, dass das Geschehene, an die Öffentlichkeit und in das Bewusstsein der Menschen gelangt. Beispielsweise schreibt er Pressartikel, um darauf aufmerksam zu machen, denn, so Pahor, „*die europäische Presse muss davon reden, das ist das entscheidende*“. In jener Thematisierung in den Medien sieht er eine Möglichkeit, die Erinnerung aufrecht zu erhalten: „*Auf diese Weise stirbt Dora nicht. So wird Dora nicht dem Vergessen anheim gegeben.*“

Pahor beobachtet die Arbeit der Gedenkstätten mit einem kritischen Blick. Für sinnvoll und gelungen hält er die Konzeption des Centre Européen du Résistant Déporté in der KZ-Gedenkstätte Natzweiler-Struthof, das als eine Art kulturelles Zentrum Information und Studium an Computern oder in der Bibliothek in nächster Nähe zum ehemaligen Lager ermöglicht.

Boris Pahor



Ebenfalls kritisch sieht er die Art und Weise, wie Gedenkfeiern heutzutage ablaufen: „*Man müsste vielleicht eine Begegnung herstellen, die weniger feierlich, dafür mehr belehrend, also lehrreicher ist. Natürlich gibt es feierliches Gedenken, dann sind irgendwelche Würdenträger da, Blumen werden abgelegt, aber dann ist es auch schon vorbei.*“ Um dem entgegen zu wirken schlägt Pahor vor, Schulklassen an Gedenkfeiern teilnehmen zu lassen. Dies knüpft er jedoch an eine Voraussetzung: „*Aber sie müssen vorbereitet werden! Sonst sind es einfach nur Gedenk-touristen.*“ Generell betrachtet er es als eine Notwendigkeit, „*die Geschichte in die Schulen zu bringen, in die Geschichtslehrbücher, dort müssen die jungen Menschen über die wahre Geschichte aufgeklärt werden.*“ Gerade für diejenigen Menschen, die weit von den Gedenkstätten, die an ehemalige Konzentrationslager erinnern, entfernt leben, stellen seiner Meinung nach Bücher eine gute Gelegenheit dar, sich über den Nationalsozialismus und den Faschismus zu informieren. Darin sieht er auch einen Sinn seines eigenen Buches: „*Viele Lehrer haben ‚Nekropolis‘ für den Unterricht gekauft. Sie haben das gekauft, sie haben meine Novellen gekauft, wo ich vom Faschismus erzähle, um eben begreiflich zu machen, wie der Faschismus die Leute behandelte. Das ist die Grundlage von allem, das habe ich gleich von Anfang an gesagt. Das kann ich nur wiederholen: Die Geschichte in die Schule!*“

*(v.l.n.r.) Simonetta Vitagliano,
Jonas Arand, Francesca Sciortino
und Oliver Mahrle
von Jugend für Dora e.V.
bei Boris Pahor in Triest*

Pawel Alexandrowitsch Petschenko

« « « «

Pawel Alexandrowitsch Petschenko wurde 1923 in Balakleja in der Region Kharkov geboren. Nach Beendigung der Schule im Jahre 1938 nahm er ein Studium am Polytechnikum in Kharkov auf, das er im Juni 1941 mit einem Diplom abschloss. Der Beginn des Krieges machte die Weiterführung seiner Ausbildung unmöglich. Schon zwei Tage später musste er mit anderen Männern in die Region Lugansk, um Bauarbeiten in Frontnähe zu verrichten und Verletzte von der Frontlinie ins Hinterland zu bringen. Im Frühsommer 1942 gerieten sie in einen Hinterhalt, wurden verhaftet und nach Deutschland deportiert. In einem Lager in Hallendorf bei Salzgitter wurde er am Aufbau der Reichswerke Hermann-Göring für die Firma Krupp eingesetzt. Trotz der strengen Bewachung der Häftlinge unternahm Pawel Alexandrowitsch im Juni 1943 einen Fluchtversuch, der jedoch scheiterte. Infolge dessen musste er noch schwerere Zwangsarbeit beim Bergbau in Hamm leisten. Als seine Unterstützung für weitere Fluchtversuche aufflog, wurde er von der Gestapo verhaftet. Nach zwei Monaten im Gefängnis der Stadt Hamm wurde er im November zusammen mit 8 bis 10 Mitgefangenen in einem Zug für zivilen Personenverkehr in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Nach einigen Wochen im Quarantäneblock wurde er eines Abends plötzlich mit einem streng bewachten Transport von ca. 2000 Personen nach Nordhausen, in den Stollen des Lagers Dora transportiert. Die Vielfalt der Nationalitäten, die vielen Toten und die endlose Arbeit bei der Montage der Raketen unter Tage prägten seine Erinnerungen an diese ersten Wochen. In einem französischen Kameraden aus Lyon fand er einen Freund, von dem er zudem technisch viel lernen konnte. Etwas später kam Pawel Alexandrowitsch in Kontakt mit einer Untergrundgruppe, die er durch kleine Transportdienste unterstützte, welche dem Bau von Radios dienten.

Nachdem das Lager geräumt wurde, war Pawel Alexandrowitsch im Frühjahr 1945 wochenlang zu Fuß und mit der Bahn auf einem sogenannten Evakuierungstransport ohne genaue Orientierung quer durch Deutschland unterwegs, bis er und

seine Mitgefangenen im KZ Ravensbrück vom Roten Kreuz empfangen und versorgt wurden. Dennoch mussten die schwachen Häftlinge Ende April nochmals zu Fuß weiter marschieren. Zusammen mit einem Kameraden nutzte er während der Durchquerung eines Dorfes die Chance zur Flucht. Sie fanden Soldaten der Sowjetarmee die sie ins Hospital brachten. Nach nur einem Monat der Erholung trat er als Soldat in die Armee ein, wo er bald die Chance erhielt, als technischer Zeichner bei der Kommandantur in Stettin zu arbeiten. Nach einem Jahr in Riga, wo Pawel Alexandrowitsch seine Frau kennenlernte, zog er 1947 nach Sowjetsk/Tilsit in der Region Kaliningrad/Königsberg. Dort arbeitete er nach seiner Militärzeit bis 1967 in einem Elektronunternehmen. Parallel dazu absolvierte er an der Universität in Leningrad/St. Petersburg ein Fernstudium und wurde zum Cheffingenieur des Energiehauptversorgers von Tilsit. Aus gesundheitlichen Gründen zog er 1982 mit seiner Familie nach Odessa, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1988 bei der Eisenbahngesellschaft arbeitete. Pawel Alexandrowitsch und seine Frau haben eine Tochter und einen Sohn und sind mittlerweile stolze Groß- und Urgroßeltern zweier Enkel und Urenkel.



*Pawel Alexandrowitsch
Petschenko, 2009*

Seit vielen Jahren engagiert sich Pawel Alexandrowitsch Petschenko aktiv dafür, die Erinnerung an die Verbrechen der Konzentrationslager wach zu halten. Insbesondere seit vor ca. 14 Jahren in Odessa eine Organisation der ehemaligen Häftlinge gegründet wurde. Anfangs hatte diese etwa 200 Mitglieder, heute jedoch nur noch 45. Früher organisierten sie monatliche Versammlungen, tauschten sich über Erinnerungen aus, unterstützten sich gegenseitig und suchten gemeinsam Hilfe bei lokalen Behörden. Beim letzten Treffen, welches über Jahr zurück liegt, kamen nur noch um die 20 Personen. Seither ist der telefonische Kontakt die einzige Verbindung, die ihnen aufgrund des hohen Alters geblieben ist. Es gab auch Überlegungen seitens der Überlebenden, dass ihre Kinder die Organisation weiterführen könnten, diese Ideen sind jedoch bisher recht unkonkret geblieben.

Darüber hinaus versucht Pawel Alexandrowitsch mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen aufzuklären, so hat er ein Manuskript einer kurzen Geschichte über das KZ Dora auf Ukrainisch geschrieben. Zudem hat er Dokumente und Materialien über das Lager gesammelt, die seiner Meinung nach weiter aufbereitet werden müssten.

Für die Weitergabe der Erinnerung an die Jugend hat Pawel Alexandrowitsch konkrete Vorstellungen: *„Ich denke, dass man zuerst einmal natürlich nicht vergessen sollte. Es ist Geschichte, aber erinnern sollte man sich daran nur als Geschichte und nicht auf ihr die weiteren gegenseitigen Beziehungen aufbauen, mit Misstrauen oder ähnlichem. Ich meine, es sollten einzig und allein freundschaftliche, gute Beziehungen sein trotz allem, was geschehen ist. Trotz allem, was beispielsweise ich durchlebt habe, was viele durchlebt haben. Bei uns hat kaum jemand ein feindseliges Verhältnis zu den Deutschen. Das gibt es nicht. Ich möchte der deutschen jungen Generation und der unsrigen sehr wünschen, dass die Beziehungen stärker werden, sich festigen. Der Krieg ist nicht Freundschaft, Feindschaft – der Krieg ist eine furchtbare Sache, wer das durchlebt hat, wird so etwas niemals begrüßen.“*

Aus fast jedem seiner Sätze und auch aus der Vorsicht seiner Wortwahl und Formulierung der Aussagen ist zu spüren, das er sich darum sorgt, uns junge Menschen nicht mit seinen Erinne-

rungen zu verletzen und wie groß sein Wunsch ist, dass sich die kommende Generation verstehen möge.

In den zurückliegenden zehn Jahren kehrte er zweimal nach Deutschland zurück, um an den Gedenkfeiern zur Befreiung der KZ Buchenwald und Mittelbau-Dora teilzunehmen. Aus gesundheitlichen Gründen wird dies jedoch nun nicht mehr möglich sein. Von den Eindrücken der Reisen zieht Pawel Alexandrowitsch eine positive Bilanz zum Umgang mit der Geschichte: *„Ich muss auch sagen, dass die Gedenkstätten in Deutschland, die Sowjetischen Ehrenmale, ich habe sie in Weimar und in einer anderen Stadt gesehen, sich in einem sehr guten Zustand befinden und sehr gut gepflegt werden. In letzter Zeit hat man auch in der Ukraine solch eine Haltung sowohl zu unseren als auch zu den deutschen Gedenkstätten“.*

*Dolmetscherin Tatiana Khorvat,
Jenny Linde und Anja Schilling
von Jugend für Dora e.V.
bei Pawel Alexandrowitsch
Petschenko und seiner Frau
in Odessa*



Wladimir Maximowitsch Sadko

« « « «

Wladimir Maximowitsch Sadko wurde am 29. Juli 1929 in bäuerlichen Verhältnissen geboren. Aufgrund einer schlechten Erntezeit zog seine Familie nach Saporischja. Zu Kriegsbeginn hatte er die 7. Klasse beendet. Damals verstand er als Jugendlicher noch nicht, was der Kriegsbeginn bedeutete, allerdings wurde er schon bald Mitglied in einer Untergrundorganisation. Dabei sammelte er Waffen und Unterlagen, die bei Kämpfen liegen

Wladimir Maximowitsch Sadko, 2009



geblieben waren. Sein Vater verbot ihm weiterhin, im Widerstand aktiv zu sein und drängte ihn schließlich dazu, sich selbst freiwillig zu melden, da die Familie der Auffassung war, die Strafe würde dadurch gemildert werden. Am 11. Mai 1943 wurde er von Saporischja in einem Güterzug mit jeweils 35-40 Personen pro Waggon direkt nach Deutschland deportiert. Als der Zug an einer Stelle eine längere Pause machte, flohen er und ein Kame-

rad. Sie wurden allerdings schnell gefasst und mussten erneut einen Zug besteigen, welcher nach Essen fuhr. Während die Amerikaner Essen bombardierten, sah er seine nächste Chance zur Flucht. Wieder gefasst wurde er in einem Gefängnis in Herne inhaftiert. Von dort brachte ihn die Gestapo nach Düsseldorf und schließlich in das Konzentrationslager Buchenwald. Dort wurde er in Quarantäne gehalten und kam nach mehreren Wochen in das Außenlager Ohrdruf, wo die Häftlinge an einer Stollenerweiterung arbeiten mussten. Seine Aufgabe war es, unter Tage mit einem Bohrer Löcher in die Wand zu bohren und nach den Sprengungen Steine nach draußen zu tragen. Die Freunde, die er in dieser Zeit fand, verlor er durch den Tod – im Lager oder auf den Todesmärschen. Sein prägendstes Erlebnis war ein Marsch von Ohrdruf nach Buchenwald. Wladimir Maximowitsch Sadko erzählt, dass sie in Blöcken zu jeweils hundert aufgeteilt worden sind und jeder, dem man ansah, dass er nicht mehr weiter konnte, erschossen wurde. Von Januar bis April 1945 wurden sie mit Zügen durch verschiedene Lager geschickt. Währenddessen hatten sie einen zweiwöchigen Aufenthalt in Dachau. Dort musste er helfen, Leichen zu verladen und diese in das Konzentrationslager Flossenbürg zu fahren, wo sie verbrannt werden sollten. Er wurde schwer krank und kam in einen Raum, in dem Leichen und Sterbende beieinander lagen. Als er durch das Fenster die Schüsse der Alliierten hörte, gab ihm dies Hoffnung und ließ ihn durchhalten. Am nächsten Tag kamen englischsprachige Menschen und versorgten ihn mit Medikamenten und Essen, das war am 23. April 1945, die Befreiung von Flossenbürg. Nach wenigen Wochen wurden die Häftlinge von den amerikanischen Truppen nach Leipzig gebracht, von wo aus Züge ohne Überdachung nach Polen fuhren. Dort fand zunächst eine „Filterung“ der ehemaligen Häftlinge statt, wobei Befragungen zu Daten, Kollaborationen und politischen Einstellungen gemacht wurden. Wladimir Maximowitsch Sadko verbrachte ein halbes Jahr in einem Kontrolllager des sowjetischen Militärs. Danach wurde er in den Kaukasus geschickt, um dort fünf Jahre lang zu arbeiten. Nach einem weiteren Arbeitsaufenthalt für die Armee in Sibirien kam er 1950 wieder nach Saporischja, wo er in einem Schlackeverarbeitungs-Betrieb arbeitete. Er heiratete zwei Mal, und hat aus zweiter Ehe einen Sohn. Heute lebt Wladimir Maximowitsch Sadko allein in seinem Haus mit Grundstück, auf dem er Obst und Gemüse anbaut.

Den Umgang mit seiner Geschichte in der eigenen Familie reflektiert Wladimir Maximowitsch Sadko. Er erzählt uns, dass er zu seinen Eltern immer ein gutes Verhältnis gehabt habe, aber es auch Zeiten gegeben habe, in denen er sehr verärgert über seinen Vater gewesen sei, weil dieser ihn dazu gedrängt habe, sich den Deutschen zu stellen. Dennoch ist er der Meinung, dass es die richtige Entscheidung gewesen sei, da viele aus der Widerstandsgruppe, die sich nicht freiwillig gemeldet haben, ermordet worden sind und ihm das gleiche Schicksal gedroht hätte. Später hat er versucht, mit seinem Sohn über die Deportation und Haft zu sprechen. Dieser könne das allerdings seiner Meinung nach nicht nachvollziehen: *„Psychologisch gesehen kann ein Mensch nicht verstehen, was dort geschehen ist. Das ist nicht möglich. Man muss selbst dort gewesen sein und die Ereignisse so aufnehmen, wie sie sich zur damaligen Zeit zugetragen haben. Das ist schwer.“*

Wladimir M. Sadko ist freiwillig in die Schulen gegangen, um die Schülerinnen und Schüler über die Zeit des Zweiten Weltkrieges zu informieren. Dabei stellte er fest, dass die Mädchen mehr interessiert seien, als die Jungen, jedoch für die jungen Leute es insgesamt schwer sei, die Ereignisse der damaligen Zeit aufzunehmen. Zudem sei es heutzutage schwierig, die Jugendlichen miteinander zu verbinden, da es religiöse, politische und soziale Gruppierungen gäbe. Jeder wachse in seiner Gruppierung auf und es sei kompliziert, eine gemeinsame Sprache bzw. Linie mit jemand anderen zu finden. So sagt er uns: *„Es gibt keine einheitliche Gesellschaft mehr. Das ist einfach eine Tatsache. Und es ist sehr schwer, die Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen Standpunkten, Religionen und moralischen Werten zusammen zu halten.“*

Der Jugend könne er nichts besonderes mit auf den Weg geben oder empfehlen, was eine solche Zeit noch einmal verhindern würde.

Er hatte nie den Wunsch verspürt, wieder an die Orte seines Zwangsaufenthaltes zurückzukehren. Dementsprechend schwer fiel ihm die Entscheidung, eine Einladung zum 60. Jahrestag der Befreiung des KZ Buchenwald anzunehmen. Er habe sehr lange überlegt, berichtet er uns, während er Bilder der Feier zeigt. Ihm habe die Gedenkveranstaltung sehr gut gefallen, aber für ihn



Dorothea August, Jenny Linde und Anja Schilling mit Wladimir Maximowitsch Sadko und Valery Suprun

war auch klar, dass viele ehemalige Häftlinge *„niedergeschlagen waren“*. So etwas könne man nicht vermeiden, so Sadko, da sehr viel persönliches mitspiele. Gern würde er noch einmal an diesen Ort zurückkehren, aber nicht seinetwegen, sondern um seinem Sohn selbst zu zeigen, welch schreckliche Zeit er dort verbracht habe. *„Damit er das alles sieht und vielleicht ein klein wenig diese Zeit und was da geschah versteht. Denn ohne das ist es einfach nicht möglich, etwas zu verstehen.“*

Seine Antwort auf die Frage, wie er sich eine Gedenkfeier zum 100. Jahrestag der Befreiung der Konzentrationslager vorstelle, enthielt viele Befürchtungen. Ihm sei bewusst, dass dann alle Zeitzeugen nicht mehr da seien und sich die Gesellschaft verändern würde, da von den Überlebenden niemand mehr die Menschen aufklären würde. So sagt er: *„Alle Zeitzeugen werden gestorben sein, das steht fest, alle werden tot sein. Und es wird für die überlebende Generation sehr schwer sein, zu verstehen, was geschehen ist. (...) Gott möge dafür sorgen, dass nicht eintreten werde, was ich befürchte. Ich sehe schlimme Dinge auf uns zukommen.“*

Mieczyslaw Sciezynski

« « « « «

Mieczyslaw Sciezynski wuchs in einer kleinen Familie im Norden von Warschau auf. Seine Jugend war geprägt durch die deutsche Besatzung. Deren Auflagen und die bei einer Nichteinhaltung drohende Gefahr bestimmten seinen Alltag. Bei Kriegsbeginn brachte sein Vater ihn und seinen Bruder aus Warschau heraus zu seiner Großmutter aufs Land. Eines Tages beobachtete er dort, wie sich eine russische und eine deutsche Patrouille trafen und Zigaretten austauschten – ein Moment den er nie vergessen sollte: Das Bild jener zwei Feinde, die so friedlich miteinander umgingen, stand im Kontrast zu all dem, was in den kommenden Jahren zwischen diesen beiden Völkern entbrennen sollte.

Mieczyslaw Sciezynski schloss sich während der Besatzungszeit einer militärischen Untergrundorganisation an, in der er alles über den Umgang mit Waffen lernte. Mit seinen Eltern sprach er nicht darüber, aber heute denkt er, dass sie damals etwas davon ahnten. Bei Beginn des Warschauer Aufstandes war Mieczyslaw mit seiner Widerstandsgruppe unterwegs, die kurz darauf von der deutschen Besatzungsmacht aufgegriffen und gefangengenommen wurde. Daraufhin wurden sie mit Zügen in ein Durchgangslager und fünf Tage später in ein Lager nach Breslau gebracht. Dorthin kamen täglich Leute aus Firmen oder Bauern, die „Käufer“ genannt wurden, und die sich Arbeitskräfte aussuchten. Mieczyslaw wurde zur Arbeit in einer Fabrik ausgewählt.

Eines Tages wurde er verhaftet, er weiß bis heute nicht genau warum. Zwei deutsche Soldaten brachten ihn in ein Gefängnis, wo er sich nackt ausziehen musste und unter Schlägen verhört wurde. Zum Schmerz hinzu kam die Scham vor der jungen polnischen Dolmetscherin.

Von dem Gefängnis aus wurde er nach Groß-Rosen gebracht und dem Kommando „Blau-Punkt-Schindler“ zugewiesen, in dem er eine verhältnismäßig leichte Arbeit erhielt. Er musste aufpassen, dass das Öl auf einem Ofen immer die gleiche Temperatur hatte. In dieses Öl wurden Kondensatoren eingetaucht, um zu prüfen, ob sie fehlerfrei waren. Irgendwann ist der Meister zu ihm gekommen und sagte, er solle ihm berichten, wenn von jemandem besonders häufig schlecht verarbeitete Kondensatoren abgeliefert würden. Das hat er nicht gemacht, sondern seinen Leidensgenossen die fehlerhaften Kondensatoren immer heimlich zum Ausbessern zurück gegeben. Viele seien ihm dafür so dankbar gewesen, dass sie den Inhalt ihrer Pakete von zu Hause, die man in dieser Zeit noch erhalten durfte, mit ihm geteilt hätten.

In Groß-Rosen blieb Mieczyslaw bis Anfang Januar 1945, als er mit Kohlewaggons nach Nordhausen deportiert und in die Boelcke-Kaserne gebracht wurde. Kurze Zeit später kam er dann in das KZ Dora-Mittelbau und nach dessen Evakuierung in das Lager Bergen-Belsen, wo er seine Befreiung erlebte. Die Häftlinge durften das Lager zunächst noch immer nicht verlassen, aber Mieczyslaw floh dennoch mit ein paar Freunden. Auf ihrem Weg stießen sie auf die polnische Armee von General Maczek, welcher Mieczyslaw sofort beitrat. Nach deren Auflösung diente er in der amerikanischen Armee, in der er bis 1948 der Gendarmerie zugeteilt war. Als er 1948 nach Warschau zurückkehrte, veranlasste ihn seine Mutter, das Abitur nachzuholen. In dieser Zeit lernte er auch seine Frau kennen, mit der er nun seit 60 Jahren verheiratet ist und zwei Töchter hat.

Die Häftlinge durften das Lager zunächst noch immer nicht verlassen, aber Mieczyslaw floh dennoch mit ein paar Freunden. Auf ihrem Weg stießen sie auf die polnische Armee von General Maczek, welcher Mieczyslaw sofort beitrat. Nach deren Auflösung diente er in der amerikanischen Armee, in der er bis 1948 der Gendarmerie zugeteilt war. Als er 1948 nach Warschau zurückkehrte, veranlasste ihn seine Mutter, das Abitur nachzuholen. In dieser Zeit lernte er auch seine Frau kennen, mit der er nun seit 60 Jahren verheiratet ist und zwei Töchter hat.

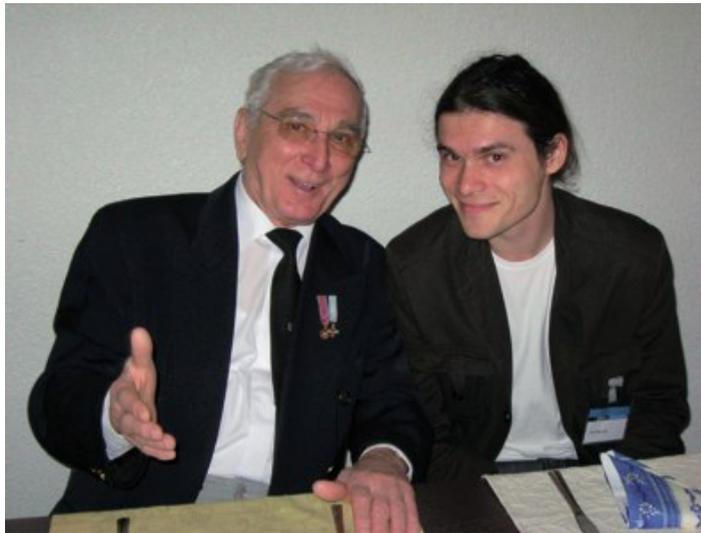
In dieser Zeit lernte er auch seine Frau kennen, mit der er nun seit 60 Jahren verheiratet ist und zwei Töchter hat.

*Mieczyslaw Sciezynski
mit seiner Ehefrau*



Mieczyslaw Sciezynski ist bereits seit 1948 Mitglied in der „Organisation der ehemaligen politischen Häftlinge“. Inzwischen gehört er noch dem Verband der General-Maczek-Division an. An Gedenkfeiern und Fahrten beider Organisationen nimmt er auch heute noch aktiv teil. Einen zentralen Akt im gemeinsamen Gedenken stellt für ihn die Kranzniederlegung am Grab des unbekanntenen Soldaten in Warschau dar, bei der den Gefallenen der polnischen Volksarmee gedacht wird. Inzwischen zeichnen sich Veränderungen hinsichtlich der Gedenkfeierlichkeiten ab, so erzählt er: *„Wir versuchen, unsere Feiertage mit den offiziellen Feiertagen zu verbinden. Da wir immer weniger werden, wäre es auch schwierig für uns, diese alleine auszurichten.“*

Mieczyslaw Sciezynski mit David Rojkowski von der Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung beim 64. Jahrestag der Befreiung des KZ Mittelbau-Dora 2009



„Das verbinden wir mit den offiziellen Feierlichkeiten, ich lege dann Blumen oder Kränze nieder, so gedenken wir dieser Zeit.“ Immer wieder nimmt er auch an Fahrten nach Deutschland teil, die gemeinsam von anderen ehemaligen Häftlingen und dem Verband organisiert werden: *„Als ich das letzte Mal in Deutschland war, gab es auch ein Treffen mit Jugendlichen, bei dem sie uns Fragen stellten und wir ihnen von uns erzählten. Das stimmt mich positiv, dass man auch dort Interesse zeigt.“* Auch in Polen besuchen sie Schulen und berichten über ihr Leben, worin er eine Möglichkeit sieht, die Erinnerung an die Überlebenden zu bewahren: *„So lange wir aber leben und die Zeugen dessen waren und solange wir die jungen Leute im Geiste dieser Erinnerung an die ehemaligen politischen Häftlinge der Konzentrationslager erziehen, (...) und*

solange wir leben, wird man sich an diese Orte erinnern.“ Für die Zeit, in der es keine Überlebenden mehr geben wird, sieht er die Thematisierung der Lager und der Häftlinge im Schulunterricht als entscheidend an: *„Die Erinnerung an das Leiden sollte nicht einfach vergessen werden, sondern im Gedächtnis der jüngeren Generation fortbestehen.“*

„Wir haben den Deutschen verziehen, jedoch ist dies kein Grund, um so etwas zu vergessen. Man sollte sich immer an so etwas erinnern.“

Was bleiben wird, seien auf jeden Fall die Denkmäler, so sollte es seiner Meinung nach auch am Wichtigsten sein, das noch vorhandene zu bewahren: *„In dem Museum sollten die Exponate erhalten bleiben, die Baracken, die Mauern. Dass keiner Ziegelsteine oder Schilder klaut, die an das Leiden der Häftlinge erinnern.“*

In den Gedenkstätten sieht er wichtige Institutionen für die zukünftige Weitergabe der Geschichte und das Gedenken. Dabei sei es seiner Ansicht nach auch von den ehemaligen Häftlingen selbst abhängig, *„die Jugendlichen dazu zu bewegen, mit uns gemeinsam zu feiern und zu gedenken. Es klappt nur dann, wenn es uns gelingt, dass sie die Befreiung des Lagers oder der Häftlinge auch als ihre Feiertage betrachten. Wir müssen versuchen, dass die Jugendlichen dies nicht als ihre Pflicht betrachten. Es soll sich bei ihnen auch als ihr Brauch manifestieren.“*

Dennoch zeichnete sich in unserem Gespräch eine gewisse Skepsis seinerseits in Bezug auf die Zukunft der Erinnerung ab. So sagt er: *„Der Geschichte ist zu eigen, dass sofern man sie nicht immer wieder wiederholt, entschwindet sie, dann stirbt sie und verschwindet letztlich aus unserem Bewusstsein. In Büchern wird sie jedoch überdauern und wenn dann jemand will, wird er darüber auch lesen können und erfahren, wie es damals wirklich war. Die Zeit heilt aber auch die größten Wunden. Wenn wir sterben, dann wird es niemanden mehr geben der daran erinnert. Die Geschichten der Häftlinge, der Lager, dann vergeht das mit Sicherheit.“*

Moshe Shen



Moshe Shen, 2002

Moshe Shen wurde als Mozes Schön am 7. August 1930 in Sziget, Rumänien, geboren. Seine Familie zog 1937 in die transsilvanische Stadt Oradea Mare, die alsbald Ungarn zugeteilt wurde. Unter der Herrschaft Ungarns, das mit Deutschland verbündet war, musste die jüdische Bevölkerung Zwangsarbeit leisten. Das Angebot eines Offiziers, nach Rumänien fliehen zu können, schlug sein Vater aus, da er seine „Familie zusammenhalten und bei seiner Frau bleiben wollte.“ Als die deutsche Wehrmacht im

März 1944 nach Ungarn einmarschierte, musste Familie Schön ihr zu Hause verlassen und einige Wochen im Ghetto von Oradea leben: „In diesem Stadtgebiet lebten normalerweise 4.000 Juden. Sie pferchten dort jedoch 100.000 ein. 20 bis 25 Menschen mussten in einem Raum leben, ohne Küche, gar nichts!“

Kurz darauf wurde die Familie Schön gemeinsam mit anderen Juden der Stadt nach Auschwitz deportiert. Auf Anraten seines Vaters machte sich der damals 14-Jährige Moszes Schön sechs Jahre älter, woraufhin er als „arbeitsfähig“ eingestuft wurde, was ihm schließlich das Leben retten sollte. Zusammen mit 300 weiteren ungarischen Juden wurden Vater und Sohn in die Volkswagen-Werke nach Wolfsburg gebracht, wo sie in der V1-Produktion Zwangsarbeit leisten mussten. Durch die Bombardierung der Fabriken wurde Moshe Shen für Untertageprojekte nach Frankreich in die Lager Tiercelet und Dernau deportiert, wo er von den brutalen Wachmannschaften schwer verletzt wurde. Sein Vater, der während der gesamten Gefangenschaft bei ihm war, kümmerte sich um ihn, sodass er relativ schnell wieder gesund werden konnte. Ende 1944 verlegte man sie nach Dora-Mittelbau. Am 15. April 1945 wurde Moshe Shen in Bergen-Belsen befreit.

Seine Entscheidung nach Israel auszuwandern, hing für Moshe Shen eng mit der Bedeutung, die sein Vater für ihn hatte, zusammen. Eigentlich hatte er geplant, in die USA zu emigrieren, doch sein Vater konnte ihn überzeugen, mit nach Israel zu kommen. Dort kämpfte er während des Unabhängigkeitskrieges in der israelischen Armee. 1954 verließ er das Militär als Offizier und studierte Ökonomie und Buchhaltung. Von 1979 bis 2000 lehrte er an der Alexander Muss Schule in Hod HaSharon, die er schließlich als Direktor leitete. Heute lebt Moshe Shen mit einem Teil seiner Kinder und Enkel in einem Dorf nördlich von Tel-Aviv.

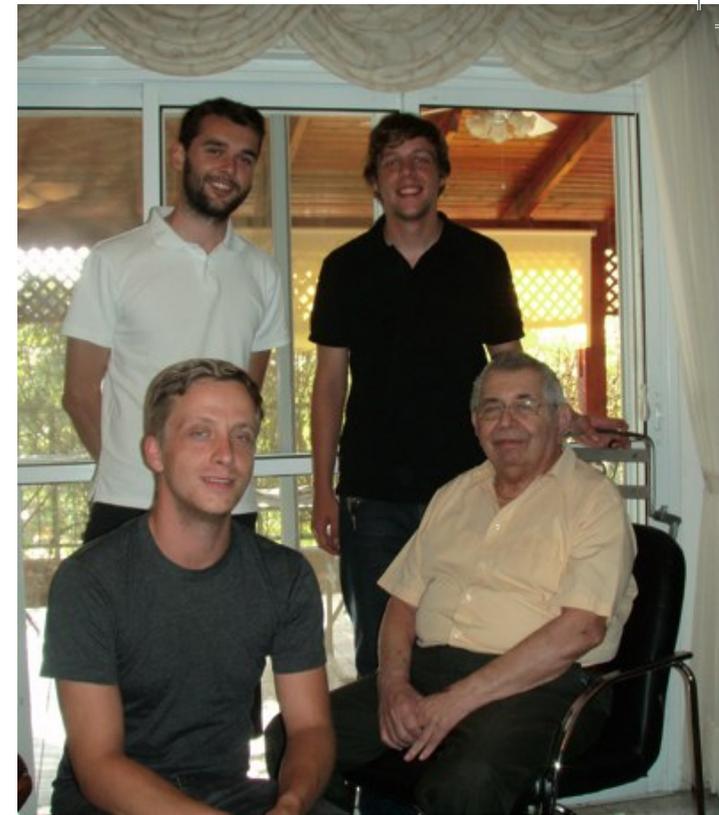
» » » » »

Moshe Shen setzt sich vorrangig im privaten Raum mit der Shoah auseinander. Nur selten spricht er öffentlich, etwa vor Schulklassen, über seine Erlebnisse, da sie ihn emotional zu sehr bewegen. Dennoch hält er die Gespräche zwischen Überlebenden und den Nachgeborenen für sehr wichtig. Shen ist Mitglied in einer Organisation Überlebender aus Sziget, die sich treffen und untereinander Kontakt halten. Mit dieser Organisation reiste er in den 80er Jahren, während der Ceaușescu-Herrschaft, nach Rumänien, um den Ort seiner Kindheit zu besuchen. Zudem gäbe es, so Shen, einen Gedenktag für die Sziget-Überlebenden, an dem die jährlichen Treffen stattfinden. In Israel existieren an vielen Orten Gruppen von Überlebenden und deren Angehörigen, die an die ehemalige jüdische Gemeinde ihres Heimatortes mit eigenen Symbolen und Formen gedenken. Neben diesen privaten und kommunalen Gedenkformen hebt Moshe Shen vor allem den israelischen Shoah-Gedenktag (Yom HaShoah) und seine

„Ihr müsst es beobachten und nicht vernachlässigen, nicht wir. Es ist eure Aufgabe. (...) Ihr müsst dafür sorgen, dass die Nazi-Partei nicht wieder aufkommt, dass es nicht noch einen Hitler geben wird, einer war genug. (...) Es ist euer Job, für die jüngere Generation, es zu bekämpfen, das Feuer nicht ausbrechen zu lassen.“

wichtige Rolle in der nationalen Erinnerungskultur hervor. Über das zukünftige Gedenken an die Shoah macht sich Moshe Shen jedoch kaum Illusionen. Auf die Frage, wie ein Gedenktag in 50 Jahren aussehen könnte, antwortet er: „50 years? 40 years? You are crazy!“ Er schließt auf deutsch: „Es geht alles vorüber. Es geht alles vorbei.“ Sein Verhältnis zu Deutschland scheint eher ambivalent zu sein.

*Ruben Kolberg (h.l.),
Jonas Kühne (h.r.)
und Sebastian Schönemann (v.r.)
von Jugend für Dora e.V. besuchten
Moshe Shen in Israel*



Einerseits war er bei seinen Besuchen überrascht, wie sehr sich dort vor allem die Gedenkstätten bemühen, die Erinnerung an die Überlebenden zu erhalten. Aber andererseits ist er besorgt über den Antisemitismus in der heutigen deutschen Gesellschaft. Jene Sorge ist mit der Angst vor einem Machtzuwachs von neonazistischen Parteien wie der NPD verbunden. Hierin läge seiner Ansicht nach auch die Verantwortung für die nachfolgenden Generationen, sie müsse eine solche Entwicklung verhindern, was nur durch ausreichende Bildungsangebote gelingen könne: „Es ist eine Frage der Bildung, es hängt davon ab, was die Schulen unterrichten, was die Lehrer unterrichten, was die Kinder zu Hause hören.“

Ivan Danielowitsch Smakakroj

« « « « «

Ivan Danielowitsch wurde am 20. Mai 1925 in Chaltscha, einem kleinen Dorf im Oblast Kagalyk fast 80 Kilometer südlich der Hauptstadt Kiew geboren. Nach Beendigung der 7. Klasse begann er eine Ausbildung als Traktormechaniker in Kiew. Im gleichen Jahr – 1941 – begann mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion der Krieg auch in der Ukraine. Im Jahr 1942 wurde Ivan Danielowitsch zur Weiterführung seiner Ausbildung

in den Oblast Donezk verlegt. Ein Jahr darauf wurde er von dort zunächst in die Stadt Don evakuiert, bevor er wenig später nach Deutschland deportiert wurde. Nach zwei Monaten in einem Gefängnis am Alexanderplatz in Berlin kam Ivan Danielowitsch in das KZ Buchenwald in den Quarantäne-Bereich und von dort weiter in die Außenlager des KZ Mittelbau Harzungen und Ellrich und schließlich nach Dora in den Stollen.

Dort ergriff er die gebotene Chance als Maschinist zu arbeiten und damit einen besseren

Arbeitsplatz zu bekommen, obwohl er technisch keine Kenntnisse hatte, wie die Maschine zu bedienen und zu fahren sei. Mit Grundkenntnissen der deutschen Sprache aus der Schule schlug er sich durch und wurde von einem Aufpasser begleitet sogar für Fahrtätigkeiten außerhalb des Lagergeländes eingesetzt.

Als das Kriegsende sich näherte, wurde Ivan Danielowitsch in das Außenlager nach Ellrich verlegt. Kurz darauf begann der lange Weg bis zu seiner Befreiung, bei der sich seine Gruppe manchmal in Wäldern und dann wieder in Lagern aufhielt, ohne



Ivan Danielowitsch Smakakroj
und Anja Schilling von
Jugend für Dora e.V. nach dem Interview



Ivan Danielowitsch Smakakroj
mit seinem Freund
Vladimir Stepanowitsch Koschan

Orte und Zeit erfassen zu können. Ivan Danielowitsch wurde bald nach seiner Befreiung in der amerikanischen Besatzungszone nach Sangerhausen in die sowjetische Armee geschickt, in der er für zwei Jahre dienen musste. Viele seiner Kameraden mussten sogar noch nach Japan, um im Krieg zu kämpfen.

Nach seiner Rückkehr in die Ukraine im Jahr 1947 arbeitete Ivan Danielowitsch Smakakroj wieder im Oblast Kagalyk in seiner Heimat bei Chaltscha als Traktorist in einer Maschinen-Traktoren-Station. Für seine gute Arbeit wurde er kurz darauf zu einer zweijährigen Fortbildung delegiert. Anschließend übernahm er die Position des Chefmechanikers der Kolchose von Chaltscha. Vierzehn Jahre arbeitete Ivan Danielowitsch in diesem Bereich, bevor er, wie er es nennt, „*jungen Menschen den Platz freimachte*“.

Heute lebt Ivan Danielowitsch auf einem kleinen Hof weit außerhalb seines Heimatdorfes am Waldrand mit allerlei Haustieren und Gartenarbeit.

Ivan Danielowitsch Smakakroj
mit seinem Motorroller



In der Erinnerung von Ivan Danielowitsch verbindet sich seine Befreiung aus dem Konzentrationslager direkt mit einer neuen Herausforderung: dem Dienst in der Roten Armee. Das sowjetische Feldkriegskommissariat erschien direkt im Konzentrationslager und befahl ihm „*Ab in die Armee! Sofort in die Armee!*“ Nach Sangerhausen kam ich sofort, in die Armee und in die Stadt Sangerhausen.“ Seine Heimat sah Ivan Danielowitsch erst Jahre später wieder. In Kiew trat er der Organisation der Überlebenden der Konzentrationslager bei, doch die Erinnerungen und Erlebnisse der Überlebenden sind verschieden und demnach ist auch die Auseinandersetzung damit untereinander entsprechend schwierig. Sein Leben hat Ivan Danielowitsch vor allem mit den Herausforderungen des ländlichen Lebens in Chaltscha verbracht. Auf unsere Frage, wie die Erinnerungen an die Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager weitergegeben werden könnten, folgt ein Moment Stille. Dann sagt er: „*Wenn ich Ihnen das alles für jeden einzelnen Tag erzählen würde, dann würde ich Ihnen ich weiß nicht wie lange erzählen.*“ Aus dieser nicht direkten Antwort lässt sich lesen, dass er zunächst einmal seine

eigene Geschichte transportiert sehen möchte. Es scheint, dass dieses Gespräch tatsächlich das erste Interview über seine Erlebnisse im KZ ist. Entsprechend schwer ist es wahrscheinlich für

ihn, Gedanken über den Umgang mit der Geschichte im Sinne einer Erinnerungskultur zu formulieren.

Aus seinen Worten „*Ich möchte Ihnen sagen, dass ich die Deutschen sehr dafür schätze, dass sie sich so ordentlich um die Dokumentationen kümmern. Hier versteht wahrscheinlich niemand, dass ich im KZ war*“ lässt sich unschwer erkennen, dass er keine guten Erfahrungen mit Behörden in der Ukraine oder bereits in der Sowjetunion sammelte und vor allem als KZ-Überlebender keine Anerkennung erfuhr. Vor dem Hintergrund dieser schmerzhaften persönlichen Erfahrungen versteht sich seine unkonkrete Perspektive für die Zukunft der Erinnerung an die Verbrechen der Konzentrationslager. Seine Vorstellungen richten sich nicht primär an die nächste Generation bzw. die Jugend, sondern auf die Medien. Als ein Instrument zur Vermittlung zwischen den Menschen und zur Bewahrung der Erinnerung weist Ivan Danielowitsch auf die Bedeutung einer Fernsehsendung mit dem Titel „*Warte auf mich*“ hin, eine Sendung in der sich lang vermisste Menschen, gerade aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges suchen und Familien wieder zusammenfinden können.

Die größte Bedeutung für seinen Umgang mit den Erinnerungen an die Deportation und die Konzentrationslager hat die Freundschaft mit Vladimir Stepanowitsch Koschan. Mit ihm ist er seit der gemeinsamen Zeit im KZ Buchenwald bekannt und freundschaftlich verbunden. Wenngleich einige Kilometer von einander entfernt, leben beide im gleichen Dorf. Seit sich Ivan Danielowitsch einen Mototroller gekauft hat, können sie sich auch wieder häufiger sehen.

Nach Nordhausen ist Ivan Danielowitsch bis heute noch nicht wieder zurückgekehrt, aber der Wunsch ist groß, die KZ-Gedenkstätte einmal mit seinem Enkel aus Kiew zu besuchen. Darin zeigt sich das Bedürfnis, seine Erinnerungen an die nächste bzw. übernächste Generation weiterzugeben, was auch in dem freudigen Empfang von Jugend für Dora auf seinem kleinen Hof und seiner Bereitschaft zu einem Gespräch mit uns zum Ausdruck kam.

Pjotr Polikarpowitsch Suprun

« « « «

Pjotr Polikarpowitsch Suprun wurde im Februar 1926 in Saporischja, im Süden der Ukraine, als jüngstes von fünf Kindern geboren. Am Rande der Industriestadt wuchs er in einem ländlich geprägten Viertel auf, in dessen Nähe er auch noch heute wohnt. Durch den Beginn des Zweiten Weltkrieges konnte Pjotr Polikarpowitsch weder die Schule abschließen noch eine richtige Berufsausbildung beginnen. Als er 16 Jahre alt war, besetzte die deutsche Armee die Stadt Saporischja und verhinderte, dass die Bevölkerung die Stadt verließ. Wie viele Jugendliche begann Pjotr Polikarpowitsch sich im Widerstand zu engagieren und Informationen über die Bewegungen der deutschen Truppen auszuspionieren. 1943 wurde er plötzlich verhaftet und in die ungefähr 100 Kilometer nördlich gelegene Großstadt Dnjepr-

*Pjotr Polikarpowitsch Suprun und
seine Frau mit ihrem Sohn Valery,
2009*



petrowsk und von dort aus weiter nach Polen deportiert. In der Stadt Rzeszow wurde der Transport auf verschiedene Lager verteilt. Beim Versuch, von dem Waggon zu fliehen, wurde er entdeckt und in die Stadt Tarnów, die im von Deutschland besetzten Teil Polens lag, verbracht, wo er in einem Gefängnis für politische Häftlinge inhaftiert wurde. Einen Monat später wurde er in das Konzentrationslager Auschwitz, von dort aus, nachdem ein weiterer Monat vergangen war, in das KZ Buchenwald und schließlich nach Dora-Mittelbau deportiert. Pjotr Polikarpowitsch Suprun musste sehr lange Schichten im Stollen arbeiten, wo sie als Häftlinge auch zum Schlafen untergebracht waren. Der Bericht über seine Erlebnisse schließt endlose Appelle und Schichtarbeit sowie grausame Hinrichtungen ein. Er sagt, dass er lernen musste, dies zu ertragen, um am Leben zu bleiben. Ende 1944 wurde er in das Außenlager Ellrich-Juliushütte überstellt. Anders als in Dora, war in Ellrich die Stadt sehr nah und er erinnert sich, wie durch den Stacheldrahtzaun die Bevölkerung zu sehen war, die sie jedoch nicht genauer betrachten konnten, weil sie als Häftlinge nicht stehen bleiben durften.

Pjotr Polikarpowitsch resümiert, dass die zahlreichen Erlebnisse in seinem Leben mehrheitlich schlecht waren. Dabei denkt er beispielsweise an eine Situation, in der er durch Verrat beinahe erhängt wurde und nur durch die plötzliche, durch die nahe Rote Armee verursachte Evakuierung des Lagers überlebte. Schließlich wurde der Transport in einem Ort, dessen Namen er nicht kannte, durch französische Soldaten befreit. Aus Sorge, dass die extrem hungrigen Häftlinge nach den großen erlittenen Qualen auf die Bevölkerung losgehen könnten, riegelten die Soldaten das Lager ab. Zusammen mit einem Kameraden gelang es Pjotr Polikarpowitsch, zu fliehen. Auf dem Weg in Richtung Heimat kamen sie nach Brandenburg, das bereits von der Roten Armee befreit war. Mit seinem Kameraden trat er als Soldat in die Armee ein.

Nach seiner Dienstzeit in der Armee kehrte Pjotr Polikarpowitsch Suprun nach Saporischja zurück. Bei seiner Arbeit in einem Industriebetrieb lernte er seine Frau kennen. Sie heirateten 1956 und bekamen zwei Kinder. Durch einen tragischen Unfall, der die Familie bis heute prägt, verloren sie ihre Tochter. Sein Sohn Valery lebt mit seiner Familie nur wenige Straßen von seinen Eltern entfernt und ist ihnen eine wichtige Hilfe im Alltag.

Pjotr Polikarpowitsch Suprun sagt über seine Zeit im Konzentrationslager, dass er nur an sich selbst glaubte und an nichts anderes, weil die Rettung nahe ist, wenn jemand so stark an sich glaubt. Dies steht auch teilweise für seinen Umgang mit dem Erlebten in der Nachkriegszeit.

In der Arbeit fand er die einzige Ablenkung von den schlimmen Ereignissen, die er während des Krieges erlebt hatte. Wenngleich sichtbar als KZ-Überlebender, mit der in Auschwitz eintätowierten Häftlingsnummer gezeichnet, konnte er niemandem von seinen Erfahrungen erzählen. Die Familie wusste einzig, dass er in

Deutschland gewesen war.

In der Organisation für ehemalige KZ-Häftlinge traf er sehr viele andere Überlebende der Lager. Neben regelmäßigen Treffen halfen sie sich auch gegenseitig. Doch mit dem hohen Alter der Überlebenden ist diese Organisation fast vollständig verschwunden.

Auf die Frage, wie er die Erinnerung an die Opfer der Konzentrationslager durch den Ukrainischen Staat wahrnimmt, antwortet er: „Der Staat hat vergessen, dass es solche wie mich überhaupt gibt, beziehungsweise hat das nie gewusst.“ Dennoch fügt er hinzu, dass sich der Staatspräsident in jüngerer Zeit um den Status der Überlebenden gekümmert habe: „Nur der Präsident hat für uns gesorgt. Er hat uns Vergünstigungen gegeben.“ Diese Vergünstigungen beziehen sich zwar auf Ermäßigungen bei den Wasser-, Gas- und Stromkosten, verbinden sich jedoch nicht mit einer stärkeren öffentlichen Anerkennung der in die deutschen Konzentrationslager deportierten Menschen.

Früher hat Pjotr Polikarpowitsch die Fragen seines Sohnes nicht beantwortet. Doch vor einigen Jahren reisten beide gemeinsam nach Nordhausen in die KZ-Gedenkstätte zu einer Gedenkfeier. Heute kennt Valery die

Geschichte seines Vaters gut und möchte diese auch an seine eigenen Söhne weitergeben. Pjotr Polikarpowitsch berichtet uns von seinen Eindrücken jener Reise: „Als wir dort waren, war die Gedenkveranstaltung sehr angemessen. Dort waren junge Leute, die dort leben. Es war dort sogar ein junger Russe, der bei seiner Oma lebt und studiert. Sie haben unserer Rede zugehört, sind dann gleich zu mir gekommen und haben mich ausgefragt, wie alles war.“

Es zeigte sich im Interview, dass sein Blick auf den Umgang mit der Geschichte der Deportierten ein überwiegend resignierter ist, bestimmt von dem Kampf um Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus. Dies prägt auch seine Vorstellungen und die Wünsche an eine zukünftige Erinnerung.

Anja Schilling und Pjotr Polikarpowitsch Suprun sehen sich gemeinsam Dokumente und Fotos an



Marian Wach

« « « «

Marian Wach mit seinem Enkel
Kuba beim 64. Jahrestag der
Befreiung des KZ Mittelbau-Dora
2009



Im April 1927 wurde Marian Wach als eines von sechs Kindern in Slomkow geboren. Kurz nach Beginn des 5. Schuljahres überfiel die deutsche Wehrmacht Polen. Obwohl er politisch nicht organisiert war, wurde Marian Wach von einer Frau aus seinem Dorf denunziert und am 28. Mai 1943 bei einer Razzia verhaftet. Er wurde von der deutschen Gendarmerie zusammengeschlagen, eingesperrt und verhört. Am 18. Juni 1943, einige Wochen

nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto, wurde er ins Gefängnis Pawiak gebracht, abermals verhört und geschlagen, um zu erfahren welcher Untergrundorganisation er angehöre. Als er im Gefängnis Pawiak die Erschießungen der Juden sah, hatte er mit seinem Leben abgeschlossen: „Ich war gerade mal 16 und erwartete meinen Tod, ich betete nur“, erzählt er heute. In einer Zelle traf er auf seinen Bruder Anton.

Anfang August wurde Marian abtransportiert und nach Auschwitz gebracht, wo er zum ersten Mal den Begriff Konzentrationslager hörte. Obwohl er schwer krank war, überstand er mehrere Selektionen. Hilfe bekam er von einem polnischen Arzt namens Markowski, der es schaffte, ihn mehr als 200 Tage im Krankenbau zu „verstecken“ und ihm durch gefälschte Papiere eine leichte Arbeit als Schlosser verschaffte. Nach Marians Aussagen sei es eine Art „Pflicht“ unter den Älteren gewesen, die Jugend zu schützen.

Wegen des Vormarschs der Roten Armee wurde er am 15. August 1944 zunächst nach Buchenwald und dann

weiter nach Mittelbau-Dora deportiert, wo er im Stollen in der Kammer 36 arbeiten musste. Auf Grund der Evakuierung des KZ Mittelbau-Dora kam er auf einen Todesmarsch nach Ravensbrück. Von dort wurde er einige Tage später in ein weiteres Lager gebracht und schließlich befreit.

Nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, dauerte es ein Jahr, bis er sich gesundheitlich erholt hatte. Mit lediglich vier Schuljahren fand er keine Ausbildung und ging deshalb zur Miliz: „Ich hatte im Lager viel über Ideologie gelernt, ich wusste zwar nicht, was Miliz heißt, aber ich versuchte es.“ Später wurde er Sekretär der PZPR, der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, und heiratete.

Danach begann für Marian, in seinen Worten, sein „zweites Auschwitz“. Er wurde erneut denunziert und, als „politisch unsicher“ eingestuft vom Geheimdienst überwacht. Man warf ihm vor, mit der polnischen Heimatarmee zusammen zu arbeiten, worauf, für Angehörige der polnischen Verwaltung, die Todesstrafe stünde. Die Untersuchung dauerte zwei Jahre und endete schließlich 1952, woraufhin er zutiefst enttäuscht und voller Zorn die Bitte verfasste, als Milizoffizier entlassen zu werden. Ohne Berufsabschluss, lediglich mit einer vagen Vorstellung von Verwaltungsarbeit, aber immer noch Parteimitglied, bekam er dann Arbeit in der Personalabteilung eines Betriebes. Weiterhin unter Beobachtung des Geheimdienstes wurde er nach einiger Zeit auf Grund kritischer Äußerungen seines Amtes enthoben. Schließlich wurde er als Vizepräsident einer Behindertengemeinde eingesetzt und zuletzt in eine Anstalt für Minderjährige versetzt. Um weiteren Repressionen zu entgehen, zog er dann mit seiner Frau aufs Land. Nach dem „Tauwetter“ in Polen, Ende der 50er Jahre, war er weiterhin in verschiedenen Verbänden tätig, wofür er später auch ausgezeichnet wurde. 1963 trat er endgültig aus der Partei aus: „Von der Mitgliedschaft bei verschiedenen politischen Organisationen wie der PZPR (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei) bin ich geheilt, und ich möchte nicht, dass in meiner Familie, auch unter meinen Kindern, jemand zu irgendeiner Partei, egal ob links oder rechts gehört.“

Marian Wach erzählte uns, dass er nach seiner Rückkehr nach Polen eher selten von seinen Erlebnissen sprach, da es ihm schwer fiel, über diese traurigen Ereignisse zu berichten. Er sagte, dass die Leute oft nicht glaubten, dass es solche Verbrechen gegeben habe. Insbesondere die Massenvernichtung durch die Gaskammern sei für sie unvorstellbar gewesen.

So schwer es ihm fiel, über diese Erlebnisse zu sprechen, so schwer war es auch für ihn, wieder an diese Orte zurückzukehren. Im Interview erzählt er uns: *„Nach Auschwitz kam ich zum ersten Mal während eines Betriebsausfluges, als ich stellvertretender Vorsitzender des Invalidenverbands war. (...) Ich versuchte, den sogenannten Fremdenführer noch am Tor loszuwerden. Ich sagte zu ihm: ‚Lassen Sie mich erzählen, ich weiß das alles.‘ Er ging zur Seite und ich ..., ich ging zurück und ging überhaupt nicht hinein.“*

Bereits kurz nach seiner Rückkehr nach Polen trat Marian Wach einem Verband ehemaliger Häftlinge bei, der Überlebende in wirtschaftlichen und sozialen Fragen unterstützte. Der Verein verfügte über Ferienhäuser, Rehabilitationseinrichtungen und Geschäfte, die von den KZ-Überlebenden genutzt werden konnten. Auf die Frage, wie er die Situation ehemaliger Häftlinge im Nachkriegspolen einschätze, zog er allerdings eine eher negative Bilanz: 1949 sei sein Verein, wie auch andere Häftlingsorganisationen, an den Zentralverband der Kämpfer für Freiheit und Demokratie (ZBoWiD) angeschlossen worden. Man habe ihnen ihr Geld, ihre Einrichtungen und Befugnisse entzogen und sie angegliedert, woraufhin die meisten Mitglieder aufgegeben hätten, da der Verein somit praktisch nur noch auf dem Papier bestanden habe. Erst mit dem Systemwechsel in den 90er Jahren habe sich die Situation verbessert und der Verein seine wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit wiedererlangt.

Ein zentrales Anliegen des Vereins ist die Thematisierung der Ungleichbehandlung zwischen ehemaligen Häftlingen aus Ost- und Westeuropa. Marian Wach erklärte, dass Überlebende aus Osteuropa bis zum heutigen Tag nur einen geringen Teil der Entschädigungszahlungen und somit der Anerkennung erhalten hätten, die westeuropäischen ehemaligen Häftlingen zugebilligt worden seien. Sein Verein setze sich dafür ein, dieser Ungleichbehandlung entgegenzuwirken, wobei sie von Seiten der polnischen Regierung aber kaum Unterstützung bekämen.

Marian Wach

Ebenso unzureichend seien die Bemühungen der Regierung, eine Anerkennung der Verbrechen von Katyn, Miednoje und anderen Orten in der ehemaligen Sowjetunion zu erreichen. Nach so langer Zeit bekenne sich Russland immer noch nicht zu den Taten von Katyn und zahle auch keine Entschädigungen an die Familien der Opfer.

Insgesamt lassen die Vorstellungen und Bemühungen von Marian Wach sein großes Interesse an Gerechtigkeit und Menschlichkeit erkennen, so sagte er: *„Ich weiß, was es heißt, Hunger zu haben. (...) Ich weiß, wie man auf sich selbst achtet, wie man sich in der Familie und seinen Mitmenschen gegenüber verhält, und wie man den Bewohnern anderer Länder Achtung entgegenbringt, egal, ob sie gelb, schwarz oder weiß sind. Dafür gibt es folgenden Grund: Es hat sich in meinen Gehirnzellen eingepreßt, dass ich durch den Schornstein irgendeines dieser Lager in das Jenseits eingegangen wäre, wenn man mir nicht geholfen hätte.“*

In Bezug auf die Frage, wer in Zukunft für die Bewahrung der Erinnerung verantwortlich sei, sieht Marian Wach sowohl die Regierungen als auch die Jugend in der Pflicht: *„Die kommenden Generationen sollten Druck ausüben, damit die Museen für viele hundert Jahre dem Gedenken dienen. Dazu werden natürlich viele Menschen gebraucht und es ist eine kostspielige Aufgabe. Aber den Regierungen sollten diese Ausgaben nicht zu hoch sein, denn uns wird es nicht mehr geben, aber das Gedenken und die Pflege dieses Gedenkens an die Ermordeten auch in den kommenden Generationen sind so nötig wie die Luft zum Atmen, wie Sonne und Wasser.“*

Jugend für Dora e.V. zu Besuch bei Familie Wach in Polen



Am Ende unseres mehr als einjährigen Projekts stehen die Biographien von 15 verschiedenen Menschen, deren Lebenswege sich (im übertragenen Sinne) in einem Punkt kreuzten: Der Gewalterfahrung in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Aber auch diese ist höchst differenziert und unterschiedlich sich unter anderem nach den Ursachen der Inhaftierung, verschiedenen Überlebenschancen und -strategien sowie unterschiedlichen Typen von Haftorten und Lagern.

Wir folgten den Geschichten unserer InterviewpartnerInnen jedoch nicht nur bis zu diesem Punkt, sondern fragten, wie sie ihr Leben nach dem Krieg weiterführten und welche Bedeutung die Zeit in den Lagern bis heute für sie hat.

Davon ausgehend wollten wir erfahren, wie sie sich selbst nach etwa 65 Jahren eine zukünftige Erinnerung an die Erfahrungen, die sie machen mussten, vorstellen.

Beim Versuch die 15 Interviews diesbezüglich zusammenzufassen, erscheinen uns die Vorstellungen der Befragten zunächst so individuell und vielfältig, wie die Personen selbst, mit denen wir die Gespräche geführt haben. Sie reichen von pessimistischer Resignation bis zu überraschter Freude über das Interesse an ihrer Geschichte und großem Vertrauen hinsichtlich der Weitergabe ihrer Erfahrungen durch und an zukünftige Generationen. Vorstellungen über jene Weitergabe sind teilweise nur vage vorhanden und nur zwischen den Zeilen zu erkennen, an anderer Stelle hingegen explizit formuliert und äußerst konkret.

Damit stellt sich einerseits die Frage nach den Faktoren, die diese Vielfältigkeit bedingen und andererseits nach übergreifenden und verallgemeinerbaren Tendenzen innerhalb dieses Spektrums.

Einen ersten „Raum“ für die Weitergabe der Erinnerungen stellt für fast alle der Befragten die eigene Familie dar. Allerdings zeigte sich, dass der Zeitpunkt, an dem sie begannen, über ihre Erfahrungen zu berichten, sehr unterschiedlich war: Einige erzählten sofort nach ihrer Rückkehr, andere erst nach Jahrzehnten. Dies

hängt einerseits mit individuellen Faktoren, andererseits aber auch mit kollektiv geteilten Schicksalen verschiedener Opfergruppen zusammen.

Die meisten unserer Interviewpartner, sowohl in West- und Osteuropa, als auch in Israel haben sich sehr bald nach dem Krieg in Verbänden von Überlebenden organisiert. Diese gliedern sich sowohl nach Haftorten, als auch nach politischen Ausrichtungen. Besonders im Hinblick auf diese Organisationen thematisierten viele das Schwinden der Zeitzeugen-Generation. Auch wenn die Mitgliederzahlen meist rückläufig sind, sehen einige der Befragten in diesen Institutionen eine Chance die Erinnerung wach zu halten, da sich dort inzwischen oftmals die Kinder der Überlebenden und Dritte beteiligen. Jenes Engagement betrachten manche der Interviewten als eine Möglichkeit, die Arbeit der Verbände ehemaliger Häftlinge weiterzuführen. Dabei ist ihnen bewusst, dass mit dem Abtreten der Zeitzeugen gravierende Veränderungen einhergehen werden, was nicht selten mit Sorge betrachtet wird. Fast alle äußerten die Annahme, dass das Gedenken wenn nicht verschwinden, so doch zumindest deutlich zurückgehen wird.

Es zeigte sich in den Interviews, dass die einzelnen Befragten je nach eigenen Erfahrungen, Interessen und Betätigungsfeldern verschiedene gesellschaftliche und politische Akteure sowie Institutionen in der Verantwortung sehen, die Erinnerung an die Opfer und Überlebenden der Lager weiterzutragen. Die Vorstellungen reichen dabei von den Medien, die dies thematisieren sollten, über juristische Prozesse gegen NS-VerbrecherInnen bis zu staatlichen Stellen in Deutschland sowie den jeweiligen eigenen Ländern.

Allen InterviewpartnerInnen war es besonders wichtig, dass jüngere Generationen und damit Jugendliche generell über die Zeit des Nationalsozialismus und die in dieser Zeit begangenen Verbrechen aufgeklärt würden. Bildung und Weitergabe in den Schulen und Gedenkstätten wird dabei als eine wichtige Form der Vermittlung angesehen, die einer Wiederholung der Geschehnisse entgegenwirken kann.

Die Zukunft der Erinnerung sehen viele der Überlebenden in Büchern, KZ-Gedenkstätten, Museen sowie Denkmälern. In diesen materialisierten Formen der Speicherung von Wissen und Erfahrung erkennen sie eine gewisse Beständigkeit, die ihnen

Hoffnung gibt, dass man sich ihrer auch in Zukunft erinnern wird. Generell messen fast alle der Befragten der Erhaltung der authentischen Orte hohe Bedeutung bei, was den im „Vermächtnis der Überlebenden“, das am 25. Januar 2009 an den Bundestagspräsidenten Norbert Lammert übergeben wurde, formulierten Wünschen entspricht. Dabei zeigten sich jedoch durchaus verschiedene Vorstellungen über den Inhalt bzw. die Art und Weise der Gestaltung. Während beispielsweise einerseits der Wiederaufbau von Baracken in den Gedenkstätten gewünscht wird, um die Lebensbedingungen in den Lagern zu veranschaulichen, wird diese Art der Rekonstruktion von anderen abgelehnt. In Bezug auf Mittelbau-Dora wird besonders in der Möglichkeit, die Stollenanlagen zu besichtigen, Potential für eine eindrückliche Vermittlung der Geschichte erkannt.

Ähnlich ambivalente Erwartungen richten sich an die Geschichtsvermittlung in Büchern. Zum einen wird wissenschaftliche Forschung als wichtig und notwendig erachtet, da sie viele Erfahrungen der ehemaligen Häftlinge bestätigt und somit gleichsam beglaubigt. Andererseits wird festgehalten, dass alle Erfahrungen individuell sind, dies in den wissenschaftlichen Abhandlungen nur selten berücksichtigt wird und die menschlichen Schicksale hinter den Analysen zurücktreten. Die meisten der Befragten waren aber auch der Meinung, dass diese indirekten Formen die persönliche Weitergabe der Erinnerungen „aus erster Hand“ nicht ersetzen können.

Insgesamt wurde deutlich, dass die Vorstellungen von einer Zukunft der Erinnerung neben den persönlichen Unterschieden stark von der Prägung durch die verschiedenen nationalen Erinnerungskulturen der jeweiligen Länder beeinflusst sind. Demnach lässt sich für die westeuropäischen Überlebenden ein relativ zuversichtlicher Blick auf eine zukünftige Erinnerung an die Opfer der Nationalsozialisten konstatieren, während in Osteuropa sowie in Israel eher mit Skepsis auf die Erhaltung des Gedenkens in einer Zeit nach den Überlebenden geblickt wird. Die westeuropäischen Formen des Gedenkens scheinen stärker institutionalisiert, was sich unter anderem daran zeigt, dass eher hier als in Osteuropa in den Überlebendenverbänden nachfolgende Generationen die Erinnerungsarbeit weiterführen. Ursa-

chen dafür liegen sicherlich auch in der räumlichen Nähe und die für westeuropäische Überlebende günstigeren Reisemöglichkeiten, die intensivere und gefestigtere Kontakte zu den Gedenkstätten in Deutschland ermöglichen. Ein Resultat daraus ist, dass die Vorstellungen und Wünsche dieser ehemaligen Häftlinge häufig konkreter sind als die der osteuropäischen, insbesondere der ukrainischen Befragten. Für Osteuropa ist einerseits eine Überlagerung der Erinnerung an die NS-Verbrechen durch die danach erfolgte Erfahrung des Stalinismus zu verzeichnen. Andererseits prägt auch das jahrzehntelange Ringen um angemessene Anerkennung und entsprechende Würdigung der Opfer des Nationalsozialismus in Osteuropa deren Vorstellungen hinsichtlich einer zukünftigen Erinnerung.

Generell scheint die Frage nach *Anerkennung* ein übergreifender Schlüssel zu sein, mit dem sich sowohl der Umgang der Überlebenden mit der eigenen und kollektiven Leiderfahrung, als auch die daraus resultierenden Erwartungen für ein zukünftiges Gedenken besser verstehen lassen. In verschiedenen Kontexten berichteten fast alle ehemaligen Häftlinge darüber, dass sie auf Unverständnis oder Desinteresse gestoßen und sowohl im privaten, wie auch im öffentlichen und politischen Raum mit den traumatischen Erlebnissen alleine gelassen worden seien.

Gerade diese schmerzvolle Erfahrung trägt dazu bei, dass sich die Angehörigen unterschiedlicher Opfergruppen durchaus voneinander abgrenzen, weil sie tatsächliche oder vermeintliche Ungleichbehandlungen seitens der Öffentlichkeit feststellen.

Einmut herrscht hingegen darüber, dass die nationalsozialistischen Verbrechen von nachkommenden Generationen als Mahnung begriffen werden sollen; dass die Erinnerung daran weitergetragen werden soll, weil sie dazu beitragen kann, eine Wiederholung zu verhindern. Die von uns Befragten reflektieren sehr genau, welche wichtige Rolle sie selbst in diesem Prozess spielen. Sie können uns keine Patentrezepte liefern, wie eine Zukunft des Gedenkens ohne die Zeitzeugen aussehen kann. Ihre Wünsche, Erwartungen und Hoffnungen, aber auch ihre Enttäuschungen und Befürchtungen sollten uns jedoch Impulse geben und Ansporn sein, die Erinnerung an sie, aber auch an diejenigen, die niemals die Chance hatten, Zeugnis abzulegen, auf verschiedene Weise aufrechtzuerhalten.

Danksagung

Dieses Projekt wäre so nicht möglich gewesen, ohne die zahlreiche Unterstützung die wir von wunderbaren Menschen erhalten haben. Zunächst möchten wir uns ganz herzlich bei unseren InterviewpartnerInnen bedanken, die bereit waren, uns über ihr Leben Auskunft zu geben und sich auf unsere Fragen nach der Zukunft der Erinnerung einzulassen. Ihnen gilt unser ganz besonderer Dank. Wir bedanken uns auch bei ihren Familien, die uns freundlich aufnahmen, Unterkunft gewährten und logistisch halfen. Mit ihnen allen hatten wir zahlreiche schöne, spannende, bewegende und unvergessliche Stunden, die einen tiefgreifenden Eindruck hinterlassen haben. Vielen Dank.

Ebenfalls danken möchten wir unseren ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen *Nadja Dumler, Katja Freigang, Ewa Gołata, Barbara Hahn, Johannes Hampel, Anja Kanbach, Tatiana Khorvat, Anja Meier, Arthur Osinski, Kathy Prochaska, David Rojkowski, Joachim Scheuer, Sylwia Hause, Francesca Sciortino, Dorota Tepper, Simonetta Vitagliano*. Sie halfen uns, die Sprachbarrieren zu überwinden und ermöglichten uns die Verständigung mit unseren InterviewpartnerInnen, wodurch sie maßgeblich am Gelingen des Projektes beteiligt gewesen sind.

Unser Dank gilt auch *Susanne Urban*, die dieses Projekt von Anfang an begleitet hat und uns mit fachlichen wie menschlichen Ratschlägen zur Seite stand. Sie hat uns gerade in der Anfangsphase mit wichtigen Impulsen auf einen guten Weg geführt und immer ein offenes Ohr für uns gehabt.

Herzlich bedanken wir uns auch bei dem Fotografen *Egon Vjekoslav Slovincić*, der uns ein wunderbares Bild von Boris Pahor zum Abdruck überließ.

Bedanken möchten wir uns zudem bei unseren Kooperationspartnern, bei der *International School for Holocaust Studies Yad Vashem*, dem *International Tracing Service (ITS) Bad Arolsen*, der *Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung* und dem *Offenen Kanal Eichsfeld*. Sie alle unterstützten das Projekt auf unterschiedliche Weise und halfen uns damit bei dessen Umsetzung.

Vielen Dank auch an unsere UnterstützerInnen, die mit vielen großen und kleinen Arbeiten, mit Wissen, Ratschlägen, technischen Geräten und vor allem Interesse und großem Wohlwollen

uns Vieles erleichterten oder aus so manch schwieriger Situation heraus halfen: *Andre Hansen, Carmen Hause, Brita Heinrichs, Michael Heinz, Marco Pejrolo, Philippe Reyx*. Für Hilfe sowie logistische Unterstützung gilt unser Dank der *KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora* sowie dem *Ukrainian Center for Holocaust Studies*.

Ganz besonderer Dank gilt an dieser Stelle auch allen Mitgliedern von *Jugend für Dora e.V.*, die dieses Projekt durchgeführt, begleitet und unterstützt haben.

Danke an *Thomas Seppelt*, der mit Witz und Charme die Gestaltung dieser Broschüre vorgenommen hat.

Großer Dank gilt den Förderern dieses Projektes, durch deren finanzielle und logistische Unterstützung wir das Projekt in dieser Form durchführen konnten: *Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft, Geschichtswerkstatt Europa, Fondation pour la Mémoire de la Déportation (FMD) & Commission Dora, Ellrich* sowie *Stiftung West-Östliche Begegnungen*. Und *Anja Schilling*, die die Finanzen zusammengehalten und den Überblick behalten hat.

Gefördert im Rahmen des Förderprogramms der Geschichtswerkstatt Europa aus Mitteln der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft.



DVD

Tontechnik, Videobearbeitung und Schnitt:
Andre Hansen, Carmen Hause

Impressum

Herausgeber:
Jugend für Dora e.V.
c/o KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora
Kohnsteinweg 20
99734 Nordhausen

Kontakt:
www.zukunftderzeitzeugen.de
www.jfd-ev.org

Redaktion:
Josephine Ulbricht
Martin Clemens Winter

Gestaltung und Satz: Thomas Seppelt
Druck: medialogik GmbH, Karlsruhe
Erscheinungsdatum: April 2010



Gefördert im Rahmen des Förderprogramms der
Geschichtswerkstatt Europa aus Mitteln der Stiftung Erinnerung,
Verantwortung und Zukunft.

65 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erzählen 15 Überlebende der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager aus Belgien, Frankreich, Israel, Italien, Polen und der Ukraine, wie sie sich eine zukünftige Erinnerung an die an ihnen und Millionen anderen Menschen begangenen Verbrechen vorstellen.

Auf welche Weise gedenken sie ganz persönlich und mit ihren Familien und Freunden?

Wie nehmen sie den Umgang mit den NS-Verbrechen in Deutschland und weltweit wahr? Was bedeutet „Gedenken“, wenn es keine Überlebenden mehr geben wird? Wer soll die Erinnerung weitertragen und zu welchem Zweck?

Im Rahmen des mehr als einjährigen Projekts „Die Zukunft der Zeitzeugen“ besuchten Mitglieder des Vereins „Jugend für Dora e.V.“ Überlebende der Konzentrationslager in Ost- und Westeuropa sowie Israel und sprachen mit ihnen über diese und weitere Fragen.

Am Ende dieses Projekts steht die vorliegende Dokumentation. In der Broschüre stellen Biographien der Befragten und Zusammenfassungen der mit ihnen geführten Gespräche die Interviewpartner vor und geben erste Antworten.

Die in der Videodokumentation thematisch geordneten Passagen aus den Interviews gewähren Einblicke in die Wünsche, Erwartungen und Visionen, aber auch Befürchtungen der ehemals Verfolgten im Hinblick auf eine Zukunft der Erinnerung an ihr Leid.